

VERONA ZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Zigeunerleben (mit Illustration von Hiddemann). — Mode und Luxus und ihre neuesten Gegner. II. (Schluß). — Frieda. Eine Skizze von R. S. L. — Der Führer auf dem Schlachtfelde. — Reminiscenz. Gedicht von Hermann Lingg. — Eine denkwürdige Schiffsladung. — Ein Morgen in der Wüste (mit Illustration). — Geilte Flüchtlinge. Erzählung von Emil Mario Sacano. Kapitel I. — So bist du's wieder. Gedicht von Emanuel Geibel, componirt von Carl Reinthaler. — Populäre Gesundheitspflege. III. — Zur Winter-Garderobe. — Aufösungen des Räthfels und Rebus Seite 330. — Rebus. — Räthfel. — Correspondenz.

Zigeunerleben.

Denen das Leben seine schwerste Noth aufs Herz gelegt, wir nennen sie heimathlos. Und doch gibt es ganze Nationen, welche dieses Schicksal tragen, welche irrend durch die Welt gehen, wie ein verlorener Sohn der großen Völkerfamilie. Ueber die Kinder Suda's nicht nur ward dies Loos verhängt, auch den braunen Söhnen des Himalaya war es beschieden, unstät zu sein für alle Zeiten. So brachen sie ihre Zelte ab, die am Ganges gestanden, und machten sich auf zur ewigen Pilgererschaft. Ihre Fluren und ihre Geschichte ließen sie daheim; sie löschten das Feuer auf ihrem

Herde aus, aber jenes Feuer, das in ihrer Seele brennt, das aus den tiefen schönen Augen schlägt, nahmen sie mit auf die Wanderschaft. Regellos, unsichtbar, wie die unterirdische Flamme fortstreicht, so war ihr Weg; wie das Feuer da und dort aus dem Boden bricht, so stiegen sie hier und dort plötzlich aus der Erde. Für sie gab es keine Grenzen, denn Grenzen hat nur, wer die Ruhe hat; für sie gab es kein Recht, denn ein Recht hat nur, wer eine Heimath hat. Schweigjam trugen sie das Räthsel ihres Lebens durch alle Lande — sie hatten Nichts, als ihre Schönheit und ihr Lied. Aber das Weib geleitete sie, es zog mit ihnen in die Verbannung, damit es die Sorgen hinwegküsste, die der weiße Mann auf ihren Nacken legt, und in der Fremde ihnen Heimath sei; denn der Zigeuner

hat kein Haus, als das Herz des Weibes, und sein Kind hat keine Wiege, als ihren Schoß. Das Mittelalter war hart; damals galt jeder Fremdling für einen Feind, und nun erst die dunklen Männer mit ihrem scheuen Tritt und ihrer träumerischen List, diese schlanken Frauen mit ihren leuchtenden Augen und ihrer räthselhaften Weisheit! Der lange Weg vom Ganges bis zum Rhein, vom Himalaya bis an die Alpen ward ein Leidensweg für das verbannte Volk. Noch heute finden wir in den alten Büchern die unbarmherzigen Befehle, die zur Verwüstung der Unverwundlichen erlassen wurden; alle Mächte waren wider sie im Bund, denn die Kirche köpfte die Heiden, und der Staat die Fremden. So hatten sie keinen Freund, als die rauhen Elemente. Wie das Feuer brachen sie ein, wie der



Zigeunerleben. Zeichnung von Hiddemann.

Sturmwind eilten sie von dannen; der Strom war ihr Führer, und die Erde ihr Dach. Sie wurden ein Feind der Menschheit, weil die Menschheit der ihrige war.

Damals floß mancher Tropfen Blut aus zitterndem Herzen. Schon im sechszehnten Jahrhundert finden wir in den meisten Staaten Gesetze, die sich die Ausrottung der Zigeuner zur Aufgabe machten; man gab ihnen eine kurze Frist, binnen welcher sie die Grenze überschreiten mußten; wer sich dann noch treffen ließ, den konnte Jedermann straflos tödten. Denn der Zigeuner war mehr, als frei — er war vogelfrei.

Hatte er die Grenze und somit ein anderes Land erreicht, so begann das gleiche Loos von neuem — eine kurze Frist, und dann wieder die lange, harte Flucht! Nirgend war Friede, es war ein ewiges Wandern zwischen Himmel und Erde, zwischen Leben und Tod.

Als sie das erste Mal in Europa erschienen, stand ein König an ihrer Spitze; allein nur in England führt das Oberhaupt noch jetzt diesen Titel, in allen andern Ländern liegt das Regiment in der Hand eines Häuptlings, der von den erwachsenen Männern gewählt wird. Sind die Stimmen gezählt, so reicht man dem Sieger einen bekränzten Krug, welchen er mit einem Trunke leert und dann in Scherben zerstückelt.

Die Zahl der Zigeuner, welche jetzt in Europa leben, wird 6 bis 700,000 betragen. Ihre erste urkundliche Erwähnung stammt aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Am verderblichsten wirkten sie im dreißigjährigen Krieg. Damals stand Haus und Hof verödet; der Bürger war zum Bettler, und das Land zur Wüstenlandschaft geworden. Räuberthum und Wanderleben hatten ein weites Feld, und selbst im Lager Wallenstein's und bei den schwedischen Schaaeren finden wir die Zigeuner. Wen wird es wundern, daß solche Lebenswege auf den Charakter eines Volkes den tiefsten Einfluß üben, daß es hart wurde an fremder Härte? Da sie die Gewalt nicht hatten, so half die List, und die Zigeuner wurden bald als „ziehende Gauner“ betrachtet. Sie verachteten die, von denen sie verachtet waren, und selbst wenn sie sich da und dort ansäßig machten, blieb ihr Gewerbe ein ehrloses. Der Fallmeister war an vielen Orten ein Zigeuner, ja, einige Städte erwählten sogar einen solchen zum Henker.

Erst durch die milden Verordnungen Maria Theresia's und ihres Sohnes Josef II. ward die Lage des heimatlosen Volkes erträglicher. Beide bemühten sich, denselben feste Wohnsitze zu geben; die schimpflichen Namen, die sie bisher geführt, wurden von ihnen genommen, und der Versuch, sie an Ordnung oder Bildung zu gewöhnen, glückte wenigstens in einzelnen Theilen der österreichischen Monarchie.

Allein was der geistvolle Josef damals begann, konnte erst der moderne Staat vollenden, in welchem das Princip der Freizügigkeit gleichsam als eins der Menschenrechte betrachtet, und derselbe Schutz, den der Eingeborene genießt, auch dem Fremdling gewährt wird. Die Zigeunerbanden, die heutzutage durch unser Land streifen, begegnen keinem Henker mehr, sondern höchstens einem knurrigen Dorfpolizisten, der ihre Papiere durchstöbert und sein Amtssiegel darunter drückt. Früher ward ein Brandmal ins Fleisch gedrückt!

Auch das Volk ist milder geworden, sein Haß gegen das Fremde hat sich in harmlose Neugier oder gar in Barmherzigkeit verwandelt. Wenn jetzt die Zigeuner ein Dorf besuchen, laufen die Leute zusammen und blicken mit gutmüthiger Wißbegier durch die Ritzen der zerrissenen Zelte; lächelnd schauen sie auf die schönen Augen und die blendenden Zähne der Frauen, und was ihnen die Alte prophezeit, geht manchem Christenkind lange im Kopf herum.

Wir leben in der Zeit der Erlösung, weil das Menschliche im Menschen geachtet wird, weil der Andersdenkende vom Haß, und der Fremde vom Fluch befreit ist, der früher auf ihm lastete. Am selben Tische, wo der Bürger sitzt, darf auch der Gast sich niederlassen, und wär' er sogar Nichts, als ein — Zigeuner!

Das vorliegende Bild, mit dem Hiddemann unsere Kunst bereichert hat, führt uns eine solche Scene vor. Wir sind im Schwabenlande, in einer jener Bauernstuben, wo das Volk recht eigentlich daheim ist. Derbe Gestalten im langen, altväterischen Rock sitzen um den eichenen Tisch; die Bank ist von hartem Holz, wie der Herr des Hauses selber. Wir sehen es wohl an dem gemessenen Blick, mit dem er die Tafel überschaut, während er die Hand auf das Bündel seiner Gäste stützt, aber trotz alledem steckt eine gewisse Gutmüthigkeit in diesem Gesichte. Behaglich dreht er die Pfeife in der Hand, das Glas Wein jedoch ist zur Seite geschoben, wie immer, wenn es etwas besonders Wichtiges zu studiren gibt. Und was ist heute so wichtig?

Es hat sich ein seltsamer Gast in seine Stube verirrt, auf dem die Wände Aller mit Spannung haften. Es ist ein Zigeuner, der Hauptmann der zahlreichen Bande, die gestern vor dem Dörflein Raft gemacht. Ueber das starke Gesicht wölbt sich ein mächtiger Hut, unter dem die schwarzen Locken nachlässig niederfallen. Es ist ein Zigeuner — und doch ist er nicht eingekerkert in das stille Dörflein mit wilden Spießgesellen, sondern ruhigen Schrittes kam er gegangen; statt nach dem eisernen Dolch zu greifen, greift er nach friedlichen Münzen mit dem Porträt des Landesherren. Dennoch ist es der schmucken Dirne, die die Flaschen hin und wieder trägt, nicht ganz wohl zu Muth; sie hat eine leise Scheu vor dem härtigen Gast, er werde plötzlich nach den Kartten greifen und ihr düstere Dinge weisagen, die sie im Traum noch verfolgt. Wie gut, daß der alte Gerichtsdienner da ist, der noch Jeden beim Fragen nahm, wenn sein Stündlein gekommen war — aber heute neben dem wilden Manne hier erscheint auch er ganz lahm und zahm! Gott sei Dank, es ist auch jede Anstrengung überflüssig, denn die Zigeuner sind seit lange nicht mehr das, was sie waren; das Gespenstige, das Gefährliche ist von ihnen gewichen; sie werden nicht mehr verfolgt und verfolgen nicht mehr. Und doch ist ein gewisser Zauber übrig geblieben, den nicht die Härte des Mittelalters, und nicht die Vernunft der Gegenwart verwischen konnte. Das ruheloze, unstätte Wesen, das aus den schwarzen Augen der Zigeuner flammt, es flammt noch heute in mancher Brust auch bei denen, welchen der Himmel Reichthum und ein ruhiges Dasein gab. Der Drang ins Weite, der Traum von Abenteuern pocht noch heut in unserem Puls, wenn auch leiser, als in rauhen Zeiten — ganz wird er nie aus dem Menschenherzen verschwinden. Dann fallen dem Träumer das braune Wandervolk, Zigeunerwagen, Zigeunerlieder ein, und so werden sie ein ewiges Leben haben in der Phantasie der glücklichen Völker. Schon die Amme erzählt dem Kind, das sich auf ihren Knien wiegt, die Märchen der Verbannten; der Knabe, der im Winkel kauert, folgt ihren Wegen in seinem Buch, und alle Poesie der Kindertage ist mit ihren Gestalten verwebt.

Dann kommt Preziosa, der Troubadour und B. Hugo's Es-

meralda. Wunderbar! — wenn sie auch noch so viel verfolgt wurden, einen Freund haben die Zigeuner immer gehabt, und das sind — die Poeten. Denn eine tiefe Poesie birgt sich in jenem dunklen Wanderblut, in jener schwelgerischen Armuth, in jenem rastlosen dolce far niente. Es ist die Poesie des Unerfüllten, welche vom Glücklichen niemals empfunden und nur denen zu Theil wird, die ihre Heimath auf der Wanderschaft, die ihren Frieden im Kampfe suchen.

Ob es wohl Zufall ist, daß so viele unserer Dichter die Zigeuner besungen haben, und unter ihnen vor allem Jene, welche die ruhigsten waren, bei denen der Wechsel von Jubel und Leid am wildesten hervorbrach? In dem Gedankengange Byron's, auf den einsamen Wegen Petöfi's begegnen wir ihnen; sie haben keine Heimath, aber der Dichter läßt sich bei ihnen nieder. Er lauert durch das verhängte Zelt, wenn die sechszehnjährige Mutter den Knaben schaukelt und forschend ins flackernde Feuer schaut; und da findet er die Poesie des verlorenen Stammes.

Auch Lenau! Der gequälte Geist, dessen Braut die Sorge war, wie oft ist sein Lied zu den Zigeunern geflohen! Mit stiller Sehnsucht sah er zu, wie sie die Fremde so froh und das Leben so leicht ertrugen. Und er dichtete das Lied von den drei Zigeunern:

An den Kleidern trugen die Drei
Böcher und bunte Fäden,
Aber sie boten trobrig frei
Spott den Erdengeschickten.

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachter,
Wie man's verachtet, verachtet,
Und es dreimal verachtet.

Nach den Zigeunern lang' noch schau'n
Müß' ich im Weiterfahren,
Nach den Gesichtern dunkelbraun,
Den schwarzlockigen Haaren.

[2659]

Mode und Luxus und ihre neuesten Gegner.

Von H. R. Deutsch.

II.

Die Gegner der heutigen Frauentrachten, welche — wenn gleich, wie wir gezeigt haben, ganz irrtümlich — nun einmal für „wälsch“ und „französisch“ gelten, pflegen denselben namentlich dreierlei vorzuwerfen: daß sie frech, unzweckmäßig und zu kostspielig seien; und wir wollen jetzt diese Vorwürfe nacheinander beleuchten und erörtern.

„Frech“ oder auch „schamlos“ und „unanständig“, wie man zu sagen liebt, sind in Bezug auf Moden und Trachten jedenfalls sehr schwankende und wechselnde Begriffe. Es ist entweder Unwissenheit oder absichtliche Verdrehung und Unterdrückung der Thatfachen, wenn da behauptet wird, die Kleidung unserer Vorfahren sei durchaus „ehrbar“ und „sittsam“ gewesen, und wir hätten uns auch in dieser Hinsicht von der „alten deutschen Zucht und Sitte“ immer weiter entfernt. Im Gegentheil finden wir die Trachten früherer Jahrhunderte oft sehr bedenklich und ansäßig; nicht selten in dem Grade, daß sie heute ganz unmöglich sein oder doch sicher das Einschreiten der Polizei zur Folge haben würden. Mit Rücksicht auf unsere Leserinnen müssen wir's uns versagen, die stärksten Beispiele herauszusuchen, oder wir können doch diese nur andeuten.

Bald nach dem 30jährigen Kriege thront auf dem Kopfe der deutschen Bürgerfrau die Marderhaube, eine ungeheure, wohl fußhohe und dabei sehr theure Pelzflugel. Etwa hundert Jahre früher sind, wie in Spanien und Italien, auch bald in Deutschland riesige Fußgestelle bei den Damen im Schwange; Pantoffel von Holz oder Korz, mindestens sechs Zoll, aber auch zwei bis drei Fuß hoch. Sie werden durch weit ausgespannte, den Boden streifende Kleider verdeckt und täuschen oft vollständig über die Größe und den Wuchs ihrer Trägerinnen. Um mit ihnen gehen zu können, muß sich die Dame auf zwei Knaben oder Dienerinnen stützen, oder zwei galante Herren fassen sie unter die Achsel. Bürger- und Bauerfrauen dagegen tragen solche Ungeheuer offen zur Schau, indem sie die Knie bis über die Kniee aufschürzen.

Je weiter wir zurückgehen, desto weniger entsprechen, desto stärker widersprechen die Trachten der deutschen Frauen den heutigen Begriffen von Anstand und weiblicher Schamhaftigkeit. Dietmar von Merseburg, welcher um die Zeit Kaiser Heinrich's II. (1002—24) schrieb, schildert die Tracht seiner Zeitgenossinnen als eine solche, daß sich in derselben heute keine Frau sehen zu lassen wagen würde.

Solchen Beispielen gegenüber klingt es nun höchst komisch, wenn man unsere Frauen auffordert: „festzuhalten an den alten Herkommennissen deutscher Zucht und Sittsamkeit“; wenn man das gegenwärtig beliebte „Costüm“, die „Aufbauzungen hinten und vorn“, die „kirbischförmigen Frisuren“, die „chinesischen Schuhe“ als etwas Unerhörtes, Kochniedergewesenes, als das Non-plus-ultra von Frechheit und Schamlosigkeit hinstellt.

Man blättere nur in Jakob Falke's vortrefflichem Buche „Die deutsche Trachten- und Modenwelt“ und man wird finden, daß alle diese jetzt so angestaunten und so bitter bekämpften Dinge wohl schon zechnmal in der Mode gewesen sind; daß sie von den ersten deutschen Kaisern abwärts regelmäßig in jedem Jahrhundert, oft in Einem Jahrhundert wiederholentlich aufstanden; daß sie an Gestalt und Umfang, an Unformlichkeit und Monstrosität in früheren Zeiten bereits das Neueste geleistet haben; und verglichen damit ihre neuesten Auflagen geradezu schüchtern und maßvoll genannt werden müssen. Es ist deshalb ebenjowahr als lächerlich, die modernen „Costüms“ und „Frisuren“ für eine „Erfindung der verrufensten französischen Frauengesellschaft“ auszugeben. Jene Damen — wenn sie, was indeß gleichfalls eine leere Behauptung ist, wirklich in diesem Falle vorangingen — nahmen nur, was sie in der Trübsalkammer der Vergangenheit vorfanden; oder aber ihre Phantasie war doch nicht im Stande, etwas Anderes anzufinnen, als die wandelbare Mode bereits mehr, als einmal geboren hatte. Denn eine wirklich neue Tracht zu schaffen war, wie Jakob Falke bemerkt, schon in alten Zeiten höchst schwierig und geschah immer nur selten, möchte aber heut zu Tage so gut wie unmöglich sein.

Ueberhaupt ist — wir müssen darauf zurückkommen — die Willkür der Mode nur eine scheinbare; sie bewegt sich innerhalb bestimmter Grenzen und gewissermaßen auch nach feststehenden Gesetzen; was Beides sich aus ihrer Geschichte und auch schon aus der Erfahrung eines einzigen Lebensalters leicht nachweisen läßt.

Die hauptsächlichsten Veränderungen, welche sie z. B. mit der Frauentracht vorzunehmen liebt, betreffen das Haar und das Kleid. Jenes läßt sie entweder in natürlichen oder künstlichen Locken auf Schultern und Nacken fallen; oder sie bindet es thürmt es in irgend einer Form auf, höher oder niedriger. Ebenmäßig oder verziert sich das Kleid entweder nach oben oder unten. Haartracht und Schnitt des Kleides bedingen und ergänzen sich gegenseitig. Mit frei herabfallenden Locken geht auch immer eine Decolletirung Hand in Hand; die Kermel werden we und bauschig, der Rock gewinnt an Umfang und endigt mit einer Schleppe. Die hohe aufgebundene Frisur dagegen verengt und versteift auch das Kleid, das gewöhnlich bis zum Halse heraufreicht unten aber die Füße sehen läßt. Von der Haartracht hängt dann wieder die Form der Hüte und Hauben, sowie der übrige Kopf- und Halschmuck ab, der Mangel oder Ueberfluß an Federn in Wändern, Spitzen und Schnüren; während die Länge oder Kürze des Rockes, der Umstand, ob die Füße verdeckt werden oder nicht den niedrigen oder hohen Schuh, und was damit sonst zusammenhängt, herausbildet. — In dieser Hinsicht befolgen also auch die heutigen Trachten nur die alten Regeln der Mode, stellen sie sich sogar als ein ganz harmonisches Ensemble dar.

Bei dem Zetern gegen die heutigen Moden hat man sich übrigens hin und wieder stark verannt. So entfinnen wir uns irgendwo ein Raisonnement gelesen zu haben, das sich etwa dieser Weise äußerte: „Die jüngste Generation hat sich aller Rücksichten entschlagen, welche die vorangegangene noch sorgfältig beobachtete. Vor dreißig oder vierzig Jahren liebten es unsere Frauen auch, sich nach Kräften zu putzen und zu schmücken; Gesellschaften und auf Wällen suchte man damals auch zu gefallen und durch die Eigenartigkeit der Toiletten aufzufallen, aber man hielt doch an dem Grundsatz fest, daß es für eine Frau, die sich achtete, nicht anständig sei, in der Straße durch Kleidung aufzufallen.“ — In der That, ein höchst naives Geständniß! Wo man trug im Salon, was man auf der Straße nicht zu tragen wagte man that sich auf der Straße Zwang an und ließ sich im Salon gehen; man kokettirte mit vollem Bewußtsein und in bewußter Absicht, aber nicht vor der Menge — nein, bewahre! nur a Wällen und in geselligen Circeln, wo es auch ohne Frage me am Platze war und sich besser verlohnte. — Nun, da sind uns Frauen von heute mindestens ehrlicher; diesem holden Bekennn gegenüber halten wir sie aber auch für bei weitem unbefangener für bei weitem ärmer an Berechnung. Jedenfalls scheint es uns höchst bedenklich, ein solches Beispiel, das wir nur ein pharisäisch nennen können, zur Nachahmung zu empfehlen; und noch weniger will uns der eigentliche Grund zusagen, den man für diese „Rücksichtnahme auf der Straße“ herangeschleppt hat. Chignon und Schleppler auf der Straße sollen nämlich, wie eine anderweitige Betrachtung lautet, das geistliche Jurchautragen einer fin losen Verschwendung bedeuten und deshalb nichts Geringeres, als ein thatsächliches Verbrechen einschließen, das „Verbrechen d Aufreizung der Stände gegen einander.“ — An Kühnheit läßt diese Logik Nichts zu wünschen übrig; nur könnte unter Umständen weit gefährlicher, als selbst das Parabiren n Chignon und Schleppler wirken; gerade diese Kühne Logik köm die Stände gegen einander aufsehen und modisch gekleidete Dam öffentlichen Insulten aussetzen. — Aber nein! Unser Volk bereits zu vernünftig und zu aufgeklärt, als daß es sich durch d Anblick von Chignon und Schleppler in Haß und Wuth versetz lassen, als daß ihm zur Schau getragener Reichthum und Lux nur Sünde und Verbrechen dünken sollte; es weiß schon lange, d diese Dinge sich nun einmal nicht aus der Welt schaffen lass; daß sie mit voller Berechtigung und Nothwendigkeit existiren, d sie sogar ihm selber zum Nutzen gereichen, weil sie auf dem Gebie der Volkswirtschaft eine sehr weentliche und höchst wohlthätig Rolle spielen und Zeugniß geben von dem Nationalwohlstand.

Doch lassen wir den Luxus einstweilen bei Seite und kehren n noch einmal zu dem Punkt zurück, der uns zunächst beschäftigt. Die heutige Tracht unserer Frauen mag Alles sein, was m will — wir selber finden sie nicht besonders geschmackvoll und sind weit davon entfernt, uns zu ihrem unbedingten Vertheidi und Lobredner aufzuwerfen — aber „frech“ und „schamlos“ sie gewiß nicht. Gestützt auf die Geschichte der deutschen Tracht und Moden dürfen wir getroßt behaupten: sie ist weit anständig und maßvoller, als je vorher, sie entspricht dem modernen Begr von weiblicher Schamhaftigkeit viel mehr, als in früheren Zeit und sie ist gerade nach dieser Seite hin ein unleugbarer Fortsch Die Geschichte der Mode, wie die Cultur- und Weltgeschichte üb haupt, weist eine fortwährende Entwicklung zum Besseren na und Trachten, so bedenklich und ansäßig, wie wir sie in frühe Jahrhunderten kennen lernten, sind heute und in Zukunft unml lich geworden.

Was ferner den zweiten Vorwurf betrifft, daß die moderne Frauentracht „unzweckmäßig“ sei, so ist dieser, ob begrün oder nicht, kaum der Beachtung werth. Es liegt schon im Beg der Mode, daß sie sich über das bloße Bedürfniß, über die b praktische Zweckmäßigkeit erhebt, ja völlig davon absehen ta Die eigentliche Absicht, welche die Mode leitet, ist vielmehr e ästhetische. Sie will nicht nur die Wölfe decken, nicht nur geg die Witterung schützen, sondern hauptsächlich das Neueste n Menschen verschönern, seine natürliche Schönheit hervorheben u noch erhöhen, ihn im vortheilhaftesten Lichte zeigen. Der ästhetis Trieb, welcher den Frauen innewohnt, richtet sich zunächst auf i eigene Person. Es liegt tief in der Natur der Frauen begrün sich zu putzen und zu schmücken, das heißt, sich jung und schön beweisen, alle ihre Reize zu entfalten; und nur ein ganz profanis ja nur ein beschränkter Verstand wird dagegen ankämpfen woll Verbiethet der Frau den Cultus der Mode, und weibliche Gra und Anmuth sind fortan nur noch ein leerer Schall. Rottet Mode aus, und die Welt wird in Barbarei zurücksinken.

Ob zweckmäßig oder unzweckmäßig, kann, wie gesagt, bei Mode wenig oder gar nicht in Betracht kommen: sie muß i ästhetischem Maße gemessen werden. Dennoch vernachlässigen Moden die praktische Zweckmäßigkeit keineswegs so sehr, wie n gewöhnlich annimmt; nur daß sie diese als etwas Untergeordn zu verbergen suchen und gewissermaßen daraus ein Geheim machen. Eine Frau, die z. B. einen Chignon trägt, weiß in Regel auch ganz gut, weshalb, hat meistens einen ganz trift Grund dafür; selbstverständlich ist sie jedoch nicht geneigt, Jedermann auf die Nase zu binden oder sich darüber verhöhen lassen. Alle Frauen kennen und schätzen den praktischen W der Crinoline, die ihnen in mehrfacher Hinsicht, aus Gründen Donomie wie der Sauberkeit und Bequemlichkeit, vortreffl Dienste leistet; und gerade diese praktischen Vortheile haben allgemeinen Sieg der Crinoline, ihre so lang anhaltende und heute nicht wesentlich erschütterte Herrschaft zur Folge geh

Gemug, bei den Moden geht das Aesthetische mit dem Zweckmäßigen weit häufiger Hand in Hand, als der oberflächliche Blick zu ahnen vermag.

Der dritte Vorwurf, die Kleidung der heutigen Damen sei zu kostspielig, hat wenigstens den Schein von Berechtigung für sich; zumal ihm auch die Klagen aus der Männerwelt beistimmen. Dieselben Vorwürfe und Klagen sind jedoch zu allen Zeiten laut geworden, schon in der „alten guten Zeit“, da Bertha sprach. Diese Bertha, welche vor länger, als tausend Jahren lebte, war bekanntlich die Tochter Kaiser Karls's des Großen, und die Sage läßt sie nach dem Wunsche ihres Vaters fleißig am Spinnrocken sitzen; was sie jedoch nicht hinderte, sich ebenso kostbar zu kleiden und vielleicht noch kostbarer, als die Prinzessinnen von heute. Der Hofschoß Angilbert, Bertha's Liebhaber, schildert ihren Anzug, wie sie zur Jagd reitet, in folgenden Versen:

Unter den Reihern der Damen und unter dem Schwarm des Gefolges glänzt Bertha so dann, zahlreich von Mägden begleitet; Golden umwindet ein Reif das Haupt von leuchtender Schönheit, Goldene Schürze durchschlingt die blonden, die glänzenden Haare, Und der schneeige Hals trägt stolz den köstlichen Wader; Auch das Kleid ist geschmückt kostbar mit edlen Geweben, Ringsum leuchtend in Reih'n, achlos, mit funkelndem Lichte, Auch Topasen darunter, hell blühend auf goldener Fassung.

Schon Karl der Große sah sich veranlaßt, gegen den Aufwand und Prunk, welcher an seinem Hofe und unter seinen Großen getrieben wurde, ein Gesetz zu erlassen; und durch das ganze Mittelalter ziehen sich die „Kleiderordnungen“ und „Kleiderverbote“, aus denen man ersehen kann, daß die „gute alte Zeit“ in Wirklichkeit niemals existirte. Nicht nur der Adel und die Patricier der Städte, sondern auch die Handwerker, die Bauern und das Gefinde entfalteten über ganz Deutschland eine Pracht und eine Verschwendung, wie sie stärker nicht gedacht werden kann und in unserer Zeit nicht entfernt ihres Gleichen findet; zumal wenn man erwägt, daß das Geld damals weit seltener war und also einen weit höheren Werth hatte. Weil immer Einer den Anderen noch zu überbieten suchte, verschwand allmählig jede äußerliche Unterscheidung der Stände; und namentlich um diese wieder strenger abzuordnen, verbot ein Reichstagsbeschluß zu Linz vom Jahre 1496, daß weder Bauern noch Handarbeiter und Dienftboten sich in Seide und Sammet kleiden und mit Gold und Perlen schmücken sollten. Als im selben Jahrhundert eine reiche Wälderstocher zu Breslau Hochzeit machte, kostete ihre Garderobe gegen 500 Gulden, und im Nachlaß einer zu Nürnberg verstorbenen Bürgerfrau werden allein 4 Mäntel von „Arras und Mechlinischer Tuche“ (beides sehr theuere Stoffe) und 19 Schleier verzeichnet. Nach langen Kriegen und schrecklichen Seuchen schoß die Kleiderpracht um so üppiger in die Höhe, und alle jene obrigkeitlichen Verbote, alle satirischen Gedichte und Schriften der Zeitgenossen, alle Strafpredigten von den Kanzeln herab erwiesen sich völlig ohnmächtig; die Frauen trogten den härtesten Strafvorschriften und Gewaltmaßregeln. Den letzten derartigen Versuch unternahm Kurfürst Maximilian Joseph von Baiern, welcher für München ein scharfes Mandat erließ. Unbekümmert darum gingen die Frauen am Neujahrstage 1750 in ihrem vollen Staat zur Frühkirche, als plötzlich die Amtsbienner hervorsprangen und ihnen die goldbordierten Hauben vom Kopf, die goldenen Bruststücke aus dem Wieder rissen. Andere hatten bis zum Gotteshaufe schwarze Hauben getragen und erst unter dem Portal die verborgen gehaltenen Prachtstücke aufgesetzt; allein es wurde den Amtskleuten verrathen, die nun die Schuldigen, sobald sie aus der Kirche traten, untersuchten und auspfländeten. Mit den Frauen der Kathedra hatte man öffentlich etwas mehr Schonung, aber man notirte sie und legte ihnen auf die Nacht militärische Execution ins Haus.

Auch die Pflege der Toilettenkünste, das Toiletten-Raffinement war — was hier zu vermerken gleichfalls nicht überflüssig sein wird — ehemals weit größer, wie heute. Schon unsere Ahnmütter, die Frauen in den germanischen Urwäldern, auf welche wir immer wieder zurückgehen müssen, leisteten in diesem Artikel Erleuchtliches. Um die Hautfarbe zu verbessern, nahmen sie Bäder aus Bierseum; die Schminke war ihnen nicht unbekannt, und das Haar färbten und bearbeiteten sie theils mit geronnener Milch, theils mit einer Kalklauge, theils mit einer Salbe oder Seife aus Ziegenfett und Buchenast. Eine Menge von Toilettenwerkzeugen war ihnen bekannt und Bedürfnis; man fand bei den Ausgrabungen Kämme von Bein und Bronze, Ohrlöffel, Zängelchen etc., oft ähnlich einem Schlüsselbunde am Ringe aufgezogen. — Schon das Mittelalterslieb spricht von gemalten Frauengesichtern und rühmt die Frauen am Hofe Nidiger's, daß sie die Schminke verschmähen. Die Zahl der Pomaden und Parfums ist im Mittelalter Legion; den Frauen hängt am Gürtel stets ein kleiner Taschenspiegel, ja die Spötter sagen ihnen nach, sie hätten auch in den Gebetbüchern Spiegel angebracht und beäugelten sich in diesen während des Gottesdienstes. Die ganze Eitelkeit der Frauen saßt folgende Schilderung aus dem 16. Jahrhundert zusammen: „Da fehlt es an keinem Waschen, Schminken und Malen, daß sie nur allezeit gleich schön sein. Da können die Apotheker nicht Bleiweiß genug zuführen, da kann man nicht Maun, Floris Crystalli, boracis praeparati, destillirten Essig, Bohnenwasser, und andere dergleichen Sachen genug zuwege bringen. Da ersüßet man das Ungeheuer und macht eine zarte glänzende Haut mit Pfirsichernwasser und Vimonensast; da kräufelt man das Haar und macht es steif auf der Stirn, mit Dragant und Saft von Quittenkern, und kommt eine Theuerung beides in Weinstein und ungelöschten Kalk, damit sie sich freiß und roth machen und es der Morgenröthe gleich thun. Da hat man die schönsten und besten Spiegel, auf daß ja Niemand betrogen werde. Da hat man das beste Rosen- und andre wohlriechende Wasser, die besten Gerüche von Bisan, Ribet und Ambra, damit ja Niemand in Ohnmacht falle; da hat man köstliche Ohrlöffel, Kämme, Bürsten, Scherlein, damit ja Niemand ein Schade von Unrath zugefügt werde. Da hat man Schachteln und Büchlein voll allerhand köstlichen Recepten und Salben, die sie selbst auf alle Fälle bereitet und verfertigt haben. Da gehen ihre stattlichen Mägde oder Kammerzelter um sie her, finden alle Zeit etwas zu putzen und zurecht zu legen, da finden sie hinten und vorn zu helfen, die Falten zu strecken, ja auch wenn es vonnöthen, lassen sie ihnen den Schweiß nachtragen. Da siehet man bisweilen die Madonna an dem Fenster stehen mit zur Anbacht gemeigtem Haupt, mit einer gülden Ketten am Hals, Armbanden an den Händen und Ringen an den Fingern, mit Perlen an den Ohren, mit schönen Blumen in der Hand: in Summa auf das Schönste herausgeputzt und geschmückt wie eine Jesabel.“ — Allgemein bekannt ist die Mode der Schöpfkästchen, die schon bald nach dem 30jährigen Kriege in Deutschland verbreitet war, aber erst in Frankreich ihre eigentliche Ausbildung erhielt. Anfangs diente sie nur, Uneinheiten der Haut zu verdecken, später

aber bezweckte sie gerade das Gegentheil, die Feinheit und Weiße der Haut vorzubereiten, auf gewisse Reize aufmerksam zu machen. Anfangs hatten diese kleinen schwarzen Taffetstückchen, die man in einer feinen silbernen oder hölzernen Büchse bei sich trug, einfach runde Form, bald aber schnitt man sie zu Sternen, Sonnen, Monden, zu Klingen, Käfern, Blümchen und andern Figuren aus. In Bezug auf ihre Gestalt und die Stelle, wo sie angeklebt wurden, entwickelte sich ein völliges System mit bestimmten Namen, eine stumme aber verständliche Sprache, die jedesmalige Stimmung, Laune und Absicht der Trägerin anzudeuten; eine Geheimschrift der Galanterie, in welcher die Dame mit ihren Anbetern und Liebhabern förmlich correspondirte. — Das raffinirteste Toilettenstückchen aber war wohl die sogenannte Nachtmaske, welche das „Frauenzimmerlegion“ also beschrieb: „Masquin ist eine aus weißem Wachs, Frochlaichwasser, Pomade, Wallrath und Kampher verfertigte und auf eine zarte Leinwand gestrichene Masse, woraus sich die Damen Masquen über das Gesicht zu schneiden und zu verfertigen pflegen, welche ihnen zarte und weiße Haut machen soll.“ In ähnlicher Weise und zu demselben Zwecke belegten übrigens schon die Frauen im alten Rom das ganze Gesicht Abends vor dem Schlafengehen mit einem Teig aus Brod und Eismilch. Aber diese wie jene müssen am Morgen, wo sie sich mit dem über Nacht getrockneten und vielfach zerprüngenen Schönheitskleister erhoben, schmerzhaft ausgehen haben.

Selbstverständlich entspricht das Toiletten-Raffinement stets dem Kleideraufwand; und so mag eine Vergleichung lehren, wer in beiden Stücken mehr geleistet hat, ob die Vergangenheit oder die Gegenwart. — Ja, die Trachten unserer Voreltern waren wirklich kostbar, im Allgemeinen weit kostbarer, wie die heutigen. Schon die Stoffe waren viel kostbarer und theurer, und dazu kamen noch die reichen, meistentheils überreichen Verzierungen und Behänge von gediegenem Silber und Gold, von echten Perlen und edlen Steinen, mit denen nicht weniger Bürger und Bauern, wie Fürsten und Herren prunkten. Die deutschen Trachten galten sogar noch für kostbarer, als z. B. die französischen oder englischen; und ihre Ueberbleibsel, die sogenannten Volkstrachten, lassen uns dies begreifen. Der altherkömmliche Sonntagstaat einer wohlhabenden Bauersfrau in Baiern oder in Holstein kostet nicht selten dreimal so viel, als der ganze Reiz einer städtischen Modedame; und nebenbei gesagt, ist er weder besonders züchtig und ehrbar, noch weniger jedoch zweckmäßig und geschmackvoll zu nennen.

So kostbar nun aber auch die Tracht einer Zeit sein mag, man kann deshalb noch nicht behaupten, daß sie zu kostbar, zu kostspielig ist; vielmehr müßte erst bewiesen werden, daß der getriebene Aufwand ein unverhältnißmäßiger sei, daß er die Mittel übersteige. Das ist jedoch, streng genommen, nur in Bezug auf den Einzelnen möglich; ein ganzes Zeitalter dagegen, eine Nation oder auch nur eine bestimmte Schicht der Gesellschaft kann eigentlich nicht mehr aufwenden, als sie eben übrig hat. Die kostbarsten Trachten, die Ausschreitungen der Mode fallen stets in die Zeiten allgemeinen Wohlstandes; oder sie werden doch nur von einer Klasse erzeugt, der vorzugsweise Erwerb und Besitz zufällt, z. B. während der Religionskämpfe von den Landsknechten; sobald aber Krieg, Pestilenz oder Mißwachs eintreten, schwindet naturgemäß auch die Kleiderpracht. Die Bedürfnisse des Mittelalters waren verhältnißmäßig noch gering und roh; deshalb konnte es mit Recht soviel für Eisen, Ernting und Kleiderprunk aufwenden. Erst die Neuzeit lernte Kunst und Literatur, Vergnügungsreisen und Badesleben kennen und bedürfen, wodurch ihre Mittel allerdings getheilt wurden. Wenn man indes erwägt, daß diese Mittel, nämlich der Nationalwohlstand, Dank der ungeheuren Entwicklung, welche Handel, Verkehr und Industrie erfahren haben, fortwährend gewachsen sind, daß der Erwerb immer leichter wird, und das Geld, weil es eben im Ueberflusse vorhanden ist, mehr und mehr im Preise sinkt; wenn man dies Alles erwägt und dann nochmals einen Blick auf die weit kostbareren Trachten früherer Jahrhunderte wirft, so wird man zugeben müssen, daß der Kleideraufwand, den die Gegenwart treibt, ein verhältnißmäßig sehr geringer ist, und von einem „Zu kostspielig“ der heutigen Frauentrachten nicht die Rede sein kann. Verschwendungen Einzelner kommen natürlich nicht in Betracht.

Indem wir so die gegen die heutigen Moden erhobenen Anklagen Schritt für Schritt widerlegten, glauben wir zugleich die am Schlusse des ersten Artikels aufgeworfene Frage: ob denn Mode und Luxus überhaupt schädliche und schändliche Dinge seien? beantwortet zu haben. Jedenfalls berechtigen schon die bisherigen Auseinandersetzungen folgenden Satz hinzustellen, dessen Wahrheit ohnehin in die Augen springt:

„An und für sich kann die Mode kein Uebel, nichts Verdammenswerthes sein; im Gegentheil, sie befriedigt nur ein ästhetisches Bedürfnis des menschlichen Geistes, sie ist ein notwendiges und unausbleibliches Product der Cultur und Bildung. Nur der Einsiedler kann sich der Mode entschlagen; wer aber in der Gesellschaft lebt, muß ihr, sei's auch widerwillig, mehr oder weniger folgen.“

Und genau dasselbe ist auch mit dem Luxus der Fall. Wenigleich dieser von jeher ein Gegenstand des Streites für Politiker, Staatsökonomien und Moralisten gewesen ist, weil es nämlich schwierig bleibt zu bestimmen, wo er anfängt und wo er aufhört, so versteht man doch im Allgemeinen unter Luxus jeden Aufwand, welcher über das strenge Bedürfnis hinausgeht, also alles Entbehrliche und in gewissem Sinne Ueberflüssige; wobei es natürlich sehr auf Erziehung und Gewöhnung, Anlagen und Neigungen, Stellung und Bildung ankommt. Der Luxus hat den feineren und erhöhten Genuß des Lebens, die Annehmlichkeit und Behaglichkeit des Daseins zum Zweck; er ist einerseits die natürliche Folge des materiellen Besitzes, andererseits, ebenso wie die Mode, das notwendige Product der Cultur und Bildung.

Ueberhaupt sind Mode und Luxus untrennbar, und die Rigoristen haben nicht Unrecht, wenn sie die ganze Mode für Luxus erklären. Nur die Kleidung, nicht die Kleidermode ist unentbehrlich. Jede Feder, jedes Band auf einem Damenhut sind, streng genommen, schon Luxus, ja unter Umständen der Hut selber. Ebenso fallen Theater, Concerte und Bälle, Kunst und Literatur, Tapeten und Teppiche, alle besseren Speisen und Getränke ganz und gar in den Bereich des Luxus. Der Mensch, welcher sich vollständig des Luxus begeben wollte, würde sich in seiner Lebensweise nicht vom Thier unterscheiden, vielleicht an Comfort und Genüssen von diesem noch übertroffen werden. Auch der Aermste treibt heute einen gewissen Luxus.

Ein den Mitteln entsprechender Luxus ist aber nicht nur das natürliche Recht seines Besitzers und kann ihm nicht entfernt zum Vorwurf gemacht werden, sondern ist zugleich seine Pflicht; eine moralische Pflicht gegen Nebenmenschen und gegen die Gesamtheit. Nur indem der Reiche oder Vermögende Luxus treibt, kann er

möglichst Viele an seinem Ueberflusse theilnehmen lassen; man müßte sonst nach dem Willen der Communisten zu einer allgemeinen Gütervertheilung und Gütergemeinschaft schreiten oder wie einst im alten Rom die unteren Schichten des ganzen Volks zu Almosenempfängern machen. Mode und Luxus geben in unserer Zeit Millionen Beschäftigung und Erwerb, hauptsächlich der Mode und dem Luxus verbanten Industrie und Handel ihre staunenswerthe Höhe und Blüthe, und eine Beschränkung jener würde diesen sofort die Aern unterbinden. Glücklicherweise vermögen aber heute selbst große Kriege, weil sie eben so rasch und so entscheidend geführt werden, dem Luxus auch nicht einmal vorübergehend besonderen Abbruch zuzufügen. Glücklicherweise! Denn die Noth der arbeitenden Classen, denen der Luxus Beschäftigung und Verdienst gibt, wäre sonst unerträglich.

Nicht Mode und Luxus, sondern nur ihre Ausschreitungen, nämlich Modeseucht und Verschwendung sind verwerflich. Aber selbst der unsinnigste Verschwender, die tollste Modenarrin können im Grunde nur sich selber, nicht der Gesellschaft schaden; indem sie das Frige ja, wenn auch verfehrt, in Umlauf setzen. Der Geizhals dagegen, welcher sein Geld in den Kasten sperrt, von seinem Besitze keinen Gebrauch macht, ist in Wahrheit der Feind und Schädiger seiner Mitbürger.

Was nun speciell die Modeseucht betrifft, die Wuth der Frauen, in der Auswahl ihres Putzes immer nach dem Aernneuesten, Aleraufälligsten und Alerkostbarsten zu haschen, darüber alles Andere zu vergessen und zu vernachlässigen, sich und ihre Familie zu ruiniren — so grassirt diese Krausheit allerdings auch heute in verschiedenen Ländern. Auch unsere deutschen Frauen mögen in diesem Punkt hin und wieder sündigen und dadurch manche Ehe trüben, viele Junggefallen vom Heirathen abschrecken; auch in Deutschland fehlt es sicher nicht an Damen, die bloße Modeseuchtpuppen sind: aber diese bilden doch, Gott sei Dank! nur die Ausnahme, nur eine verschwindend kleine Minderheit; im Großen und Ganzen kann man von deutscher Modeseucht kaum sprechen, muß man unseren Frauen das rühmliche Zeugniß ausstellen, daß sie in der Mode Maß zu halten wissen und weit entfernt sind von dem Aufwand, den z. B. ihre Schwestern in Frankreich, England und Rußland entfalten.

Wir wollen jetzt schließen, behalten uns aber vor, später einmal noch Einiges zum besseren Verständniß der Tagesströmung zu sagen und die der Mode und dem Luxus so plötzlich erwachsenen Gegner mit einigen Strichen zu charakterisiren. [2690]

Frieda.

Eine Skizze von V. H. K.

„Hast Du Dich gestern gut unterhalten, Theodor?“ fragte ich meinen Gatten, sobald ich in das Frühstückszimmer getreten, in welchem noch das Zwielicht eines regnerischen Wintermorgens waltete.

„Unterhalten, Leonore? Ich habe, Gott Lob, selten in meinem Leben einen so entzücklichen Abend verbracht, als der gestrige es war!“

„Wie? Bist Du nicht in der Gesellschaft bei Professor W. gewesen? Du freustest Dich ja so lebhaft auf Concert und Dilettanten-Vorstellung!“ — Theodor fuhr rasch mit der Hand über die Stirn, als wollte er sich auf etwas ihm gänzlich Entschwundenes besinnen, und erst jetzt nahm ich wahr, wie matt und angegriffen er ausah.

„Bei Professor W. —? Ach ja, ganz recht! Schicke doch gleich dahin, mein Liebchen, und lasse mich nachträglich entschuldigen! Doch vor Allem, wie geht es unserem Kinde? Was macht Willy heute?“

„Der Junge ist ganz fieberfrei, aber er schläft noch, lieber Theodor. Unsere Sorge ist dieses Mal, Gott Lob, unnöthig gewesen!“ — Ein dankbarer Blick meines Gatten richtete sich nach oben.

„Ja wohl, Gott Lob, Leonore! Wer spehen von Jammer-scenen kommt, wie ich sie durchgemacht, ist zweifach empfänglich für des Himmels Gnade, Frohsinn und Gesundheit wieder einzusehen zu lassen.“

„Aber bester Mann, Du sprichst in Räthseln und erschreckt mich höchlich. Was, um Jesu willen! ist denn vorgefallen?“

„Nichts, was uns direct betrifft, mein Herz. Ziehe die Klingel, ich bitte Dich, damit der Diener sogleich zum Professor gehe, und dann setze Dich neben mich, und ich will Dir Alles erzählen und mich wo möglich dabei selber ein wenig in Ruhe sprechen. Wir Aerzte sind an Jammer und Schmerzensscenen gewöhnt wie Du weißt; aber der gestrige Vorfall ist selbst mir auf die Nerven geschlagen. Da kommt der Diener! Sei so gut, ihn abzufertigen!“

Ganz erschreckt ertheilte ich meine Befehle, goß frischen Spiritus auf die Kaffeemaschine und ließ mich dann an Theodor's Seite auf das Sopha nieder. Er schlang sanft den Arm um mich und begann:

„Du weißt, wie ich zögerte, Dich in der Sorge um Willy gestern allein zurückzulassen, und wie es Deiner ganzen Verehrsamkeit bedurfte, um mich zur Theilnahme an dem W.ichen Pösterabendsherze zu bestimmen. Der Professor ist indessen ein so treuer, alter Freund unserer Familie, die Tochter Dir angenehm, und der zukünftige Eidam mein Fachgenosse. So zögerte ich um so weniger, dieser Einladung nachzukommen, als ich mich nach den Anstrengungen der letzten Tage recht erholungsbedürftig und einer von den Krankenbetten verschiedenen, erheitenden Atmosphäre dringend benötiget fühlte. Ich besuchte demnach nur noch die Räthin, deren Herzzufälle mir in letzter Zeit wieder viel zu schaffen gemacht, und wasf mich mit dem Vorjah in den Wagen, nun einmal Alles so viel als möglich hinter mir zu lassen und froh mit den Fröhlichen zu werden. Wir Männer sind und bleiben doch Egoisten, sagte ich zu mir selbst, als ich so, halb mit dem Gedanken an Deinen einsamen Abend, halb mit dem bevorstehenden Vergnügen beschäftigt, behaglicher den Pelz um mich zog. Da schredte mich plötzlich ein Angstschrei, ein Hilferuf empor. Ich beand mich unweit des Theaters. Mehrere Personen eilten aus dem Portal, Jemand fiel meinen Pferden in die Zügel. „Halt, Kutscher, halt! es gilt ein Menschenleben!“ rief die wohlbekannte Stimme des Theaterinspectors Albert, indem derselbe den Wagen schlag hastig öffnete. „D, zu Hilfe, Herr Doctor, sie stirbt, sie stirbt!“ schrie angstvoll ein stämmiger Maschinist. Bevor ich noch klar begriffen, um welches Unglück es sich handelte, sah ich mich bereits inmitten eines dichten Menschenknäuels, der ungestüm durch

die eleganten Corridore und über die Bühne fort nach den hinteren Theateräumen drängte. Brandgeruch erfüllte die Luft, als wir der Figuranten-Garderobe nahe, aus der mir lautes Wehklagen und ein schmerzlich unterdrücktes Wimmern entgegenklangen. Die Tänzerin Frieda verbrannt — die Lampen nicht rechtzeitig gelöscht, mehrere Anzüge in Flammen gerathen — Unvorsicht — mangelnde Geistesgegenwart! — diese und ähnliche Ausrufungen hatten mich inzwischen einigermaßen über die Art des stattgehabten Unfalls aufgeklärt. Doch wurde dadurch der Eindruck der Trauerszene nicht geschwächt. Das Garderobezimmer war hell erleuchtet, Costüme und Toilettengegenstände lagen wirr umher. Inmitten aber lag, von einigen Personen unterstützt und mit eilig über sie hingeworfenen Tüchern halb bedeckt, die unglückliche, schwer verletzte Tänzerin. Gruppen von händeringendem oder laut weinenden, doch in Blumen und lustigen Gewändern frastelnden Genossen umdrängten die arme, unsäglich Leidende. Die bis hierher vorgebrungenen Arbeiter und Maschinenisten gaben gleichfalls Beweise herzlicher Theilnahme; ich fühlte sofort, daß ich es bei allen Umstehenden mit mehr oder minder persönlichem Antheil für die Verunglückte zu thun hatte. Mich über sie beugend, suchte ich nun so vorsichtig als möglich die Größe der empfangenen Verletzungen zu constatiren. Leider war das Ergebnis ein trauriges Mit dem Ausdruck unaussprechlicher Dual hesteten sich die großen, blauen Augen auf mich, und die feinen Lippen preßten sich fest aufeinander. „Schaffen Sie eine Trage, Herr Inspector, wir müssen das arme Mädchen sofort nach Hause bringen“, wandte ich mich zu Albert, der neben mir stehend seine Thranen nicht zurückhalten konnte. „O, nicht nach Hause, nur nicht nach Hause!“ stammelte jedoch die Arme, mit stehender Gebärde. „Ist der Herr Intendant nicht anwesend? Er würde mich sicher in ein Krankenhaus schaffen lassen.“ „Der Intendant ist verreist, aber Ihren Wunsch können auch wir erfüllen, liebes Kind. Haben Sie eine besondere Vorliebe für ein Hospital?“ „Ich möchte gern in das Friedrichsstift“, stöhnte sie, „es ist dort meiner Cousine so wohl ergangen. Nur nicht nach Hause, bitte, Herr Doctor! Was würde die Mutter wohl sagen, wenn ich ihr zu all' der Noth dort noch die Last der Pflege auferlegte?“ — „Ich hatt' es natürlicher gefunden, wenn Frieda das Gegentheil geäußert, doch war zu weiteren Erörterungen keine Zeit. Die möglichste Rücksichtnahme auf der Ärmsten Wünsche erschien jetzt als das einzig Gebotene. Mit äußerster Sorgfalt wurde sie nunmehr in Watte und weiche Kissen gehüllt, und wir schickten uns eben an, sie die hintere Theatertreppe hinab zu tragen, als uns ein junger, hochgewachsener Mann wie sinnlos entgegenstürmte. „Verbrannt? Wo ist sie? Frieda, theures Mädchen, um Gottes willen, was ist geschehen?“ rief er, sich in wildem Aufschrei über die Geliebte stürzend. „Es ist ihr Bräutigam!“ flüsterte Albert mir zu und gab den Trägern einen Wink, zu halten. „O Anton, Anton, nicht so ungestüm!“ seufzte die arme Leidende, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. „Wer hat es gethan? Wer trägt die Schuld dieses gräßlichen Unglücks? Wehe ihm, er soll es büßen!“ schrie der Verzweifelte und ballte drohend, wild um sich blickend, die erhobene Rechte. „Genug, mein Herr!“ sagte ich streng und trat zwischen ihn und das schluchzende Mädchen. „Ich verstehe Ihren Schmerz“, fügte ich milder hinzu, „aber hier ist nicht der Ort, ihm Ausdruck zu geben. Denken Sie an den Zustand Ihrer Braut und verschlimmern Sie denselben nicht noch, indem Sie ihr durch solche Ausbrüche Ihrer Verzweiflung Kummer machen! Vorwärts, Ihr Leute! Wir haben keine Minute zu verlieren, wenn uns nicht der gerechte Vorwurf veräußert Pflicht treffen soll!“ Und nachdem ich dem düster und starr zur Erde blickenden jungen Mann noch zugerannt, daß jedes Eidenkliche für seine Braut geschehen, und er aus dem Krankenhaus Weiteres von ihr hören werde, brachten wir Frieda dorthin. „Keine Zimmer mehr frei, alle Betten besetzt“, tönte mir die Weisung der Oberin des Friedrichsstiftes aus Ohr, nachdem wir dasselbe erreicht und unsere traurige Bürde dort wohl geborgen wahren durften. Du kannst denken, was ich bei dieser Nachricht empfund, und in welchem Zustande Frieda nunmehr das zunächst gelegene katholische Krankenhaus erreichte. Bis gegen Morgen habe ich dort geweiht und kein Mittel unverzagt gelassen, der Unglücklichen Trost und Erleichterung zu schaffen. Das sind die Erlebnisse dieser Nacht, meine Leonore, und da wird es Dich wohl nicht wundern, wenn ich mich geistig und körperlich ermattet fühlte und keinen Gedanken mehr an die Einladung für den gestrigen Abend hatte.“

(Fortsetzung folgt.)

[2698]

Der Führer auf dem Schlachtfelde.

Ich wohne an einem Hauptplatz der Residenz. Dasselbst finden im Frühjahr und Herbst Paraden aller unserer Waffen statt. Glänzende Schaupiele! „Lebende Bilder“ von hinreißender Wirkung! Die Waffen blitzen im Sonnenschein. Alles so conform, uniform! Alle wie Ein Mann, in der Ruhe wie in der Bewegung, Tausend Herzen und Ein Schlag! Ein Wille, Eine That! Die Zuschauer und unter ihnen ich sind höchst befriedigt, seelenvergnügt; Viele, aber unter ihnen nicht ich, sind überzeugt, ein kriegerisches Schauspiel gesehen zu haben und gehen mit dem Glauben heim, daß Alles in Allem eine wirkliche Schlacht ein pompöser Anblick, Kämpfen ein Vergnügen und Fallen sehr poetisch sein müsse.

Aber Prunk und Pracht eines glorreichen Krieges ist ein Ding für sich, das Tödten und Verwunden von Mitmenschen oder Selbstgetödtwerden durch gemeinen Salpeter und kalten Stahl — ist wieder etwas Anderes. So lang es Kriege auf Erden gibt, bieten sie das Doppelschauspiel von Größe und Gräßlichkeit, von Pracht und Glend, höchster Lebensbethätigung und Vernichtung dar. Der Bundesfreund des Siegers wie des Besiegten ist der Tod. Ach, es ist ein schmerzlicher Gegenatz bei aller Hehllichkeit zwischen einer Revue und einer Schlacht, daß man sich schwer vorstellen kann, wie die eine sozusagen nur die Vorhülle der anderen sei, und das anziehende, glänzende Schauspiel von Mannszucht und Uebung den Zweck habe, den Acteur für die Hölle menschlicher Wuth und Mordfreude vorzubereiten, welche auf der Wahlstatt zweier großen Armeen losgelassen ist.

Ich würde gar zu gern eine Schlacht sehen, habe ich schon mehr, als hundert Mal von Menschen gehört, nachdem sie diesen und jenen Fenikton-Schlachtbericht gelesen, und zarte Damen gäben wer weiß was darum, die Schlacht von einem Hügel herab schauen und verfolgen zu können. Aber was, meine schönen Damen, glauben Sie wohl sehen zu können? Eine lange Linie Soldaten auf der einen, und eine andere Linie auf der andern Seite, mit Bedacht ihre Gewehre ladend und einander tödtend?

Keineswegs. Denken Sie sich wellenförmiges Land, mit Hügeln und Thälern, Feldern, Gehöften und Forsten. Wenn hier nur eine 30,000 Mann starke Armee auf jeder Seite steht, werden Sie von ein und demselben Standpunkt schwerlich beide Flügel, viel wahrscheinlicher, ja, selbst im günstigsten Fall verhältnißmäßig wenige Soldaten sehen. Ein genaues Studium des Kampffeldes setzt Sie vielleicht in den Stand, die Front der beiden Armeen zu entdecken. Hier am Waldsaume gewahren Sie einen kleinen blauen Fleck, eine Brigade etwa, und hinter einer Mauer einen zweiten blauen Fleck, eine andere Brigade, die Reserve; weiter vorn, in einem Hohlweg steht eine Division, welche Sie gar nicht sehen können; und außerhalb der Gesichtswerte im tiefen Graze jener Wiesen liegen Soldaten, Reihe an Reihe, platt auf der Erde, um sich so gut als möglich zu schützen. Auf dem uns gegenüber liegenden Hügel macht sich eine Bewegung bemerklich, ein Hin- und Herrennen von Pygmäen, wie Euten um ein Getreidekorn sich drängeln. Dort steht eine Batterie. Näher bei der Reserve sehen Sie Cavallerietruppen dorthin und dahin sprengen; Ambulanzen und Wagen angefüllt und bereit. Ein großes Zelt oder ein Haus mit wehender Hospitalflagge Und nun, was sehen wir vom Gefecht auf unserem Standpunkt? Verwünscht Wenig. Sie spähen nach rechts und nach links Von Wiese und Wald, Wall und Hügel zucken kleine Flammenzungen, und steigen Rauchwölkchen, aufwärts schwebend. Unaufhörlich vernehmen Sie das ärgerliche Knattern der Musketen, dazwischen den zischenden Rascheln der Bomben. Aber Sie wünschen vielleicht noch näher zu treten? Verlassen wir also unseren Hügel und gehen wir selbst, bis wir an den äußeren Franzen des Gefechts uns befinden. Noch einen Schritt, und der Wirbel ergreift uns. Reserve stürmen vorwärts, reitende Artillerie fliegt von Punkt zu Punkt, jetzt zu den letzten Colonnen, um Munition zu fassen, jetzt vor an die Front, jetzt die Heereszeile entlang, auf eine kritische Stelle. Ungeworfene Proben und Bombenkisten, wildgewordene, hinten und vorn ausschlagende Pferde Wir sind halbtäub vom Schießen und Schreien.

Hier sind die Verwundeten und Sterbenden, hier sind die Trümmer des großartigen Schiffbruchs. Die Einen hinken, Andere wanken und wieder Andere kriechen hinweg. Freudenstrahl — oder der Marodeur in der Samariterrolle — stürzt die Einen; Einige werden auf Bahnen getragen; Andere auf Ambulanzwagen gefahren; Alle rückwärts steuernd mit der Ebbe des Todes.

Dennoch ist dies nur die Arabeske der Schlacht; Sie sind vor den Kugeln hier noch ziemlich sicher, noch nicht im Radius der Gefahr. Wollen Sie noch weiter gehen? Vorbei denn an den Hospitalern, wo diese armen, verstümmelten Menschen unter Messer und Wundschere zucken, vorbei an den Munitionswagen, den Marodeuren (wo gab' es diese nicht?) und Reserven, vorwärts durch Kugeln, Bomben, Granaten und Kartätschen, welche wild die Luft durchdragen, den Boden zerpfügen und durch die Bäume schmettern, vorbei denn, in die Schlachtlinie selbst. Da — wie wird die Schlacht gefochten? Mit erschütternden Salven, die Reihn fest und stät wie bei einer Parade, mit Enthusiasmus, Hurrah und Musik und zum Dessert mit einem glorreichen Bajonnettangriff? Nichts von alledem. Hier sind einfach einige tausend Mann auf jeder Seite, welche an diesem schönen Morgen auszogen, sich zu schlachten. Die modernen Feuerwaffen sind furchtbare Waffen. Wir wissen, auf wie viel Schritte Chassepot und Zündnadel wirken, und sobald die beiden feindlichen Brüder einige tausend Fuß sich nahe gebracht sind, etwa daß ein großer Weizenacker zwischen ihnen liegen könnte, ist die Schlacht einfach nur noch das Problem, welche Armee am längsten dem Tödten und Verwunden Stand halten kann, ohne sich aufzulösen. Wenn diese Frage beantwortet, weiß man auch den Sieger.

In Reih' und Glied zog ein Regiment zur Schlacht, man laß' es eine halbe Stunde im Feuer stehen, und die Mannschaften werden sich in einzelne Haufen und Gruppen getrennt haben. Wo ist der Feind? Gerade gegenüber raucht das Gras und speit Flammen, Dampf steigt in seiner Wellenlinie ununterbrochen empor — dorthin richtet sich das Feuer unserer Glieder. Die Mannschaft brüllt, und es brüllt die Luft, wie trunken von den fortwährenden Detonationen. Eben schlägt wieder prasselnd eine Granate ein, menschliche Gliedmaßen fliegen umher. Dein Nebenmann, der so laut mit seinem Hurrah und Hink beim Laden war, stürzt wie ein Klotz jählings zu Boden, ohne Wort, ohne Seufzer. Ein Anderer wirft wild die Arme in die Luft und fällt rückwärts, ein Dritter bricht in die Knie und ächzt, in die Brust getroffen, verblutend dem Tod entgegen.

Uebrigens hört man auf den Schlachtfeldern weniger Schmerzenslaute von Verwundeten, als man vermuthen sollte. Fürs Erste pflegt eine Flintenkugel den Mann, welchen sie trifft, zu betäuben. Er stirbt dann mehr oder minder schnell oder, wenn er schwer verwundet ist, so stöhnt und wehklagt er nur leise.

Die Gleichgiltigkeit der Kämpfenden gegen die Verwundeten kann nicht befremden. Denn für Alle gibt es nur Eine Pflicht und Ein Interesse: die Schlacht zu gewinnen. Wenn wir dies erreichen, kommt es ja auch den Verwundeten zu Gute. Ein Soldat hat und soll keinen anderen Gedanken haben, als den, den Feind zu tödten. Und wenn er eine Memme wäre, in Reih' und Glied wird schon der Instinct ihn treiben, sein Gewehr aufzunehmen und den Männern, welche ihn tödten wollen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Hier ist an ein Wort Wellington's, des eisernen Herzogs, zu erinnern. „Der Mann ist tapfer“, sagte er mit Bezug auf einen Offizier, welcher an der Spitze seines Zuges eben zur Attaque ging. „Ich würde“, bemerkte Einer aus dem Stabe, „seiner Blässe nach ihn eher für eine Memme halten.“ — „Der Mann ist tapfer“, wiederholte der Herzog mit Nachdruck. „Er kennt seine Gefahr und acceptirt sie ohne Einrede. Solch' ein Mann wird stets seine ganze Pflicht thun.“

Was ist denn Tapferkeit! Nicht etwa sein Leben leichtsinnig wagen ist höchste Tapferkeit, sondern im ernstesten Pflichtgefühl auch die größte Gefahr nicht fürchten. Tollkühn und kühn ist zweierlei, tollkühn mag die Jugend sein, kühn will ich den Mann, das heißt er habe das ganze Bewußtsein von des Lebens Werth, aber jege es ein für seine Pflicht! Jene Schlagetödt, welche den Kampf um des Kampfes willen lieben und in die Schlacht wie zu einer Steeple-chase gehen, sind in der Armee sehr werthvoll, aber an sich wiegt ihr Muth nur um einige Quentchen mehr, als der Muth der Trunkenheit.

„Sie haben Angst“, jagte ein Offizier spöttisch zu einem Kameraden vor der Schlacht. „Ja“, erwiderte schlagfertig der Andere, „und wenn Sie nur halbsoviel hätten, wären Sie schon längst davongelaufen.“

Eigentlich, um noch einmal Wellington anzuführen: Eine Schlacht und ein Ball lassen sich nicht beschreiben. Erstere gewiß

nicht. Der Lärm und Wirbel, die Aufregungen und Gefahren einer Schlacht lassen sich nicht träumen, geschweige denn schildern.

Am Tage nach der Schlacht gleicht die Armee einem Schiffe nach dem Sturm. Nächst einer Niederlage ist Nichts, was eine Armee so dem Ruine nahe bringt, als ein Sieg. Brigaden sind zu Regimentern, Divisionen zu Brigaden zusammengeschmolzen. Wie viele sind versprengt, verwundet — tobt!

Im Gefecht bei Forbach blieben vom 77. französischen Infanterie-Regiment ein Capitain und sechs Mann unverwundet. Die 5. preussische Division verlor in demselben Treffen — ach, wir Alle kennen es, das große Opfer um der größeren Sache willen, und beweinten es

Das Gepränge eines glorreichen Krieges hat immer noch zu viel von einem Leichenprunk, um anders, als mit entblößtem Haupt und erster Stirn davon zu sprechen! Todte sind die Marksteine des Schlachtenruhms, und die Todten sind glücklicher, als manche Verwundete, und nicht die Kämpfer allein sind's, welchen der Krieg Wunden schlägt. Rauchende Trümmer liegen an blühender Dörfer Stelle, der Landmann, der Bürger mit Weib und Kind flieht ins Glend und kehrt zu Glend zurück.

„Es ist gut für die Nationen“, jagte Irgendwer, „gut, daß sie kein Herz haben, denn sie würden sich nie vergeben können!“

Wohl kenne ich die Argumente der Politiker und Nationalökonomn von der Nothwendigkeit der Kriege und ich kann sie nicht nur nicht widerlegen, sondern bin selbst überzeugt von ihrer Richtigkeit: aber das sehnüchliche Verlangen aller guten Menschen, mag es auch niemals gestillt werden können, wird nach jener vielleicht hinter Jahretausenden dennoch dämmernden Zeit sich richten, da es keine Kriege und Kriegsgerichte mehr geben wird. Gerade Euch, Ihr Helden, die Ihr die Schrecken des Krieges aus eigener Erfahrung kennt, rufe ich zu Zeugen auf: ob jene Zeit kein „Ziel sei, aufs innigste zu wünschen?“

Der Lorbeer um die goldenen Leibern unserer Schlachten in der Weltgeschichte gibt auch mir den höchsten Herzensschlag, aber ich sehe auch die Cypern auf den Schlachtfeldern.

[2700]

Reminiscenz.

Von Hermann Lingg.

Auf manchem Bild von altberühmten Meistern, Wo schöne Frauen abgebildet sind, Kann mich ein Zug im Antlitz hoch begeistern, Weil ich es ähnlich mit dem deinen find'.

In Raphael's holdseligen Madonnen, In Tizian's Mädchen ist ein Sonnenstrahl Von deiner Anmuth mit hinein geponnen, Und deinem Blick begehr' ich jedesmal.

Hast du gelebt vor mehr, als hundert Jahren, Und nun durchbricht, wie du geblickt, gelacht, Ein Abglanz noch von dort in sonnenklaren Gedanken des Vergessens dunkle Nacht?

[2680]

Eine denkwürdige Schiffsladung.

Im Hafen von Liverpool laufen Schiffe aller Flaggen ein und aus. Sie bringen Gold aus Californien und Australien, Reis und Thee aus China, Baumwolle aus den Vereinigten Staaten Indiens und Egypten und führen aus England so ziemlich alle unsere Culturzeugnisse, Pflüge neuester Construction wie Plantino's, Schnaps und Mausefallen, Kurz- und Seidenwaaren u. s. w. u. s. w. Bei alledem hatte die sonderbarste Schiffsladung im vorigen Jahr der Dampfer, „Montreal“, Route Liverpool-Canada, an Bord: nämlich fünfundsiebzig Waisenmädchen, neunzehn erwachsene, sechsundsechzig Kinder von sieben bis elf Jahren. Miß Nye eine Frau von unerhöplicher Menschenliebe und werththätiger Barmherzigkeit, welche schon vier Mal arme Arbeiterinnen nach Australien und Canada geleitete, um ihnen als Mägden in den dortigen Colonien Brod zu schaffen, übernahm diesmal den Erpedienten englischer Waisenfinder. An den Ufern des Niagara ist eine Erziehungsanstalt für die dienenden Classen gegründet worden, dessen Zöglinge bei liebevoller Pflege bis zum fünfzehnten Lebensjahr die nöthige Unterweisung erhalten; bis zum achtzehnten machen sie sozusagen die Hochschule in achtungswerthen Häusern durch. Dann werden sie auf sich selbst gestellt. Diese Anstalt erklärte sich auch zur Aufnahme jener Fünfundsiebzig bereit.

Nachdem das Project der Miß Nye bekannt geworden, stellten verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten und Schulen ihr Hundert von Kindern zu Gebote, unter denen sie sich die verlassenen auswählte. Da keines auf die Reise genommen werden sollte, wenn von irgend einem auch entferntesten Verwandten Einspruch erhoben würde, schmolz die Zahl der kleinen Auswanderer auf fünfzig. Der Schulrath bewilligte 200 Pfund Sterling für die Ueberfahrt eine Subscription, von einem Parlamentsmitglied veranfaßt, verdoppelte die Summe. Denn die Reisekosten waren selbst für diese Kinder nicht unbedeutend, auf den Kopf kamen ungefähr 56 Thaler.

Miß Nye, die Urheberin und Anführerin dieses killypitischen Auszugs, traf in Liverpool mit 45 anderen Waisenkindern ein, welche sie in London, Bath und Manchester aufgefressen hatte. In einem finsternen Decembermorgen 1869 fuhr sodann die ganze Gesellschaft an Bord des „Montreal“ den Fluß Mersey hinab, dem Meere zu.

Wiewohl man den Nationalökonomn zustimmen muß, wenn sie die Auswanderung als nothwendigen Abzugscanal für die Ueberbevölkerung hinstellen, gibt es doch kaum ein traurigeres Schauspiel, als eine Abfahrt von Auswanderern. Indessen die kleinen Mädchen, welche gruppenweise auf dem Verdeck saßen, ließen sich Nichts zurück, kein Daheim, keine Familie, keine Freunde. Sie fehlten denn jene thränenreichen Abschiedszenen. Im Gegentheil die Kleinen tummelten sich in dem großen schwimmenden Saal umher, über Alles, was sie sahen, erstaunt und entzückt. Ein Einzige weinte, sie hatte sich am Schiffsgeländer einen Splitter

Ein Morgen in der Wüste.

Wir wissen nur Eins, was großartiger, als die Wüste ist: der Ocean. Sie hat von ihm das Unendliche, die erhabene Ein-

Algegenwärtige Königin der Wüste ist die Sonne. Wie ein moderner Schriftsteller sagt: Von Pol zu Pol und von Osten nach Westen schwingt sie ihr feuriges Scepter über Himmel und Erde. Wie sie in alter Zeit den verweichlichten Perfer zwang, zwingt sie jetzt Dich, anbetend niederzusenken vor ihr, denn sie scheint der Thron des Welterschöpfers zu sein.

Täglich ergießt die Sonne über Dich ihr flüssiges Feuer, und kein Fels, kein Baum beut Dir erquickenden Schatten. Diese immer sich gleiche Glut und der immer sich gleiche Sand erhitzen die Phantasie, und der erste Araber, der Dir begegnet, scheint notwendiger Weise die Prinzessin Badoura zu sein, welche in einer Verkleidung den Vagabunden Camaralzaman aufsucht, oder jener Kaufmann, der, unterm Palmenbaum sein Mittagmahl verzehrend, den Dattelnkern hinter sich warf und damit den Sohn des bösen Geistes blendete. Jede Fußspur im Sande wird Dir so wichtig, wie jene am Seestrand dem Robinson Crusoe waren.

Du trittst Deine Wanderung, ausgerüstet mit Beuteln gedörrten Brodes, Wein, Thee und Zucker, Wasserschläuchen und Kohlenfäden, an. Die Kameele lassen widerwillig ihre Bürde sich aufladen; die hageren Araber schreiten voraus; Du besteigst Dein Kameel, und es schwankt vorwärts in seiner zweiseitigen, unangenehmen Weise. Die Kuppeln der Moscheen verschwinden allmählig Deinen Blicken; Du bist in der Wüste. Nirgend grüne Thäler und Hügel — Sand, Sand, überall Sand, und immer wieder Sand.

Jetzt geht die Sonne auf in ihrer Pracht; Du darfst nicht wagen hineinzublicken. Deine arabischen Begleiter stöhnen, Deine Kameele schmachten, Deine Haut brennt, Dein Rücken schmerzt, und vor den Augen flimmert Dir das Muster des schützenden Seidenschleiers, und dahinter die grelle Helle. Dein ganzes Verlangen steht auf die Nacht und ihre Kühle. Kein Wunder, daß der Beduine denkt, die europäischen Reisenden würden zur Verbüßung irgend einer Sünde gegen Allah von einem bösen Geist in der Welt umhergetrieben.

Von den Ereignissen, welche einem Tagesritt durch die Wüste Abwechslung bringen, ist das interessanteste die Begegnung eines anderen Reisenden. Wenn es ein Araber ist, so wählst Du wohl sofort, daß er jener Kaufmann aus Tausend und Einer Nacht sei, der von den Ebenholzinselfn nach den Inseln von Khaledan kam, in das Reich des Sultans Schazaman.

Nehmen wir an, es sei Morgen, die endlose Sandfläche verliert sich, eine Folge der Luftspiegelung, in einen blauen Ocean. Ein Punkt taucht am Horizont auf, nähert und vergrößert sich. Ein Beduine mit Weib und Knecht. Sie sind schon vor Sonnenaufgang aufgebrochen und wollen den Mittag unter dem schattigen Zelt verbringen. Er reitet hinterher, um seine Karavane besser zu regieren, und holt sich aus dem Flug der Geier, welche auf dem einsamen Weg ihm begegnen, Rath für die einzuschlagende Richtung. Später am Tage, wenn die glühenden Sonnenstrahlen einen Glanz ringsum verbreiten, den selbst eines Arabers Auge nicht erträgt, verfolgt er die Spuren im Sande, Menschen-, Pferde-, Kameelspuren, mit dem Instinct eines Indianers auf der Fährte nach dem feindlichen Krieger. Keine jener Hieroglyphen ist ihm bedeutungslos. Mittlerweile lehnt sie am Rande ihrer geschmückten, buntbehangenen Säuste, hoch oben auf dem Rücken des Kameels, herniederblickend wie von den Zinnen einer Burg, sie, seine „Rose in Blütenpracht“, sein „Mond-Auge“, oder was immer für arabische Namen sie tragen mag. Ein schwarzer Sklave kauft unter der Last des Wasser-schlauches und führt das stattliche Kameel, das stolz auf seine Bürde scheint. Eine Stunde nach der andern trabt das geduldige Thier vorwärts, bis die dunklen Feste eines befreund-

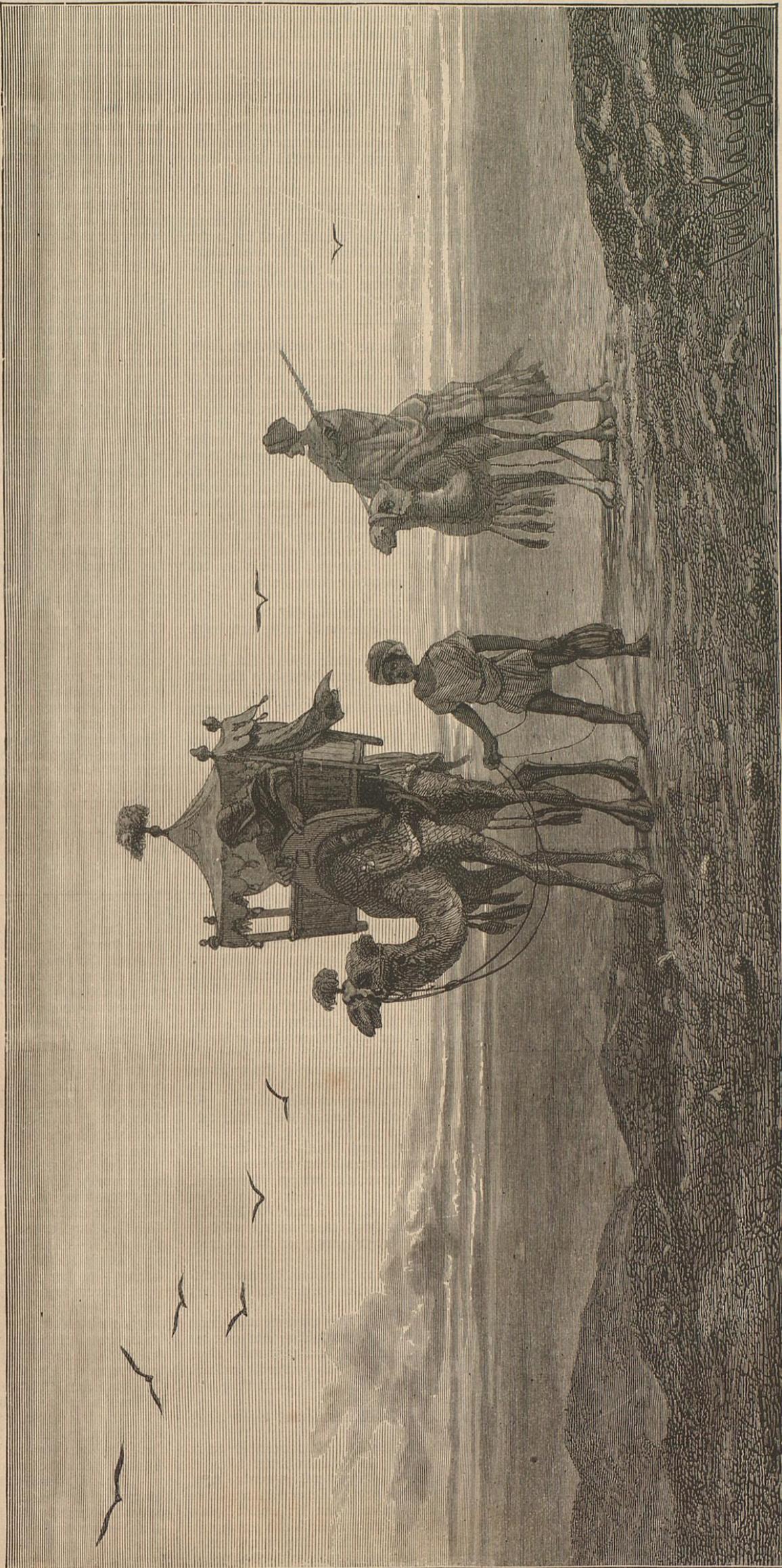
eingezogen. Man muß sich nur vorstellen, was es für diese armen kleinen Paria's, von denen das älteste 11, das jüngste 7 Jahre alt war, zu bedeuten hatte: ein neues Schiff, neue Hoffnungen, ein neues Leben, eine neue Welt. Der Ocean gab eine Fäerie zum Besten; die wunderbaren Erzählungen, die man gehört, wurden Wirklichkeit. In der Etern-Stadt hatten die jungen Auswanderer geheimnißvolle Freunde, ähnlich den guten Zaubrern in Kinderträumen; sie schienen es zu sein, welche sie an Bord des Schiffes geführt hatten und über ihr Wohlergehen wachen wollten.

Von der Behörde war dafür gesorgt worden, daß jedes Mädchen sein eigenes Gepäck habe: ein gut gearbeiteter Koffer enthielt warme Anzüge und trug auf dem Deckel den Namen der Eigenthümerin. Es war der erste Besitz, eine à Conto-Zahlung auf das künftige Vermögen. Außerdem hatte irgend eine mißherzige Frau den originellen Einfall gehabt, Jeder beim Betreten des Schiffes ein Silberbuch und eine Pflaumentorte einhändigen zu lassen, zwei gewiß sehr wirksame Mittel gegen übergroßes Abschiedsweh.

Diese lebendige Schiffsladung erregte übrigens allgemein Sympathien. Die Mannschaft, obgleich für Auswanderungsreisen gewiß abgehärtet, erschien diesmal bewegt. Der rauhe Matrose geleitete die kleinen Mädchen die Schiffstreppe hinauf mit einer Art väterlicher Sorgfalt; er enthielt sich des Fluchens, wenn sie ihm im Wege umherliefen oder sich in die Tane verwickelt hatten; selbst die Heizer reichten ihnen, wo es nöthig war, eine ruhige, aber hilfreiche Hand. Wer wäre auch nicht gerührt gewesen vom Anblick dieser armen Kleinen, die jetzt übers Meer gehen sollten, um sich in einem fremden Lande, ihnen so unbekannt wie die Regionen des Mondes, eine bescheidene Existenz und einen kleinen Winkel zu suchen, wo sie auf dieser weiten, weiten Welt ihr Haupt bergen könnten! Auf dem ganzen Weltenrund ist Canada derjenige Punkt, wo sie die meiste Aussicht haben, ihr Glück zu machen. Die Frauen sind dort in der Minderzahl, besonders aber fehlt es an weiblichen Diensthöfen. Der wohlüberlegte Plan der Miß Nye sichert ihnen gute Aufnahme in jener Colonie des Westens. Der Erfolg der früheren Expeditionen, welche sie mit ebenso viel Klugheit als Ausdauer geführt hat, bietet eine Garantie auch für diesen neuen Versuch dar. Was wird das Loos dieser jüngsten Ausfuhr sein? Die meisten jener Waisen, ins reife Alter gekommen, werden ohne Zweifel nur eine schwache Erinnerung an das Schiff und an die Freunde sich bewahrt haben, welche sie in ihr neues Vaterland geleiteten, aber sie werden ihnen eine ehrenhafte und unabhängige Existenz verdanken. Einigen freilich — hoffentlich nur Wenigen — dürfte es im neuen Vaterlande ebenso schlecht ergehen, als es ihnen auch im alten ergangen sein würde. Ein Theil der kleinen Abenteuer-Bande macht vielleicht sein Glück. Denn es liegt im Plan der Miß Nye, jeder ehrenwerthen, wohlgesinnten Familie dortselbst die Adoption einer Waise zu ermöglichen, welche vielleicht das durch den Tod entriessene Kind ersetzen soll. So im wahren Sinn des Wortes öffnet sich die Welt vor diesen armen Kleinen! Wer weiß, von wie vielen thatkräftigen und arbeitssamen Colonisten diese Mädchen die Mütter werden können? Wer weiß, wie viele achtungswerthe Familien Canada's einst ihr Geschlecht und den Ursprung ihres Besitzthandes von jenem Silberbuch und jener Pflaumentorte ableiten?

Wir wünschen dem Unternehmen der Miß Nye von Herzen Glück. Möge sie alles das erreichen, was sie davon hofft, nicht etwa pecuniäre Vortheile, sondern das Bewußtsein, diesen armen Mädchen eine vor Elend und Laster gesicherte, ehrliche, arbeitssame Existenz verschafft zu haben.

samkeit, sie hat gleich ihm ihre Abgründe, aus denen Keiner lebend wiederkehrt. Laß den Gluthwind kommen, die Quellen versiegen, und Deine Gebeine werden sich zu denen gesellen, welche zwischen Dorngebüsch und weißstimmenden Sandhügeln den Weg des Todes bezeichnen.



Ein Morgen in der Wüste. Nach dem Gemälde von Karl Haag.

„Rose in Blütenpracht“, sein „Mond-Auge“, oder was immer für arabische Namen sie tragen mag. Ein schwarzer Sklave kauft unter der Last des Wasser-schlauches und führt das stattliche Kameel, das stolz auf seine Bürde scheint. Eine Stunde nach der andern trabt das geduldige Thier vorwärts, bis die dunklen Feste eines befreund-

deten Stammes in Sicht kommen, und die Palmen einer Dase vom Horizont sich abheben, oder, besser noch, bis die ägyptische Grenze langgestreckt, durch lüppige Reisfelder und breite Gelsee goldener Hirse sich wahrnehmbar macht. Dann ist die Wüste durchwandert, die Pilgerschaft hat ein Ende. In stimmungslässig lassen sich die Kameele auf ihre Kniee nieder, um ihre Last los zu werden. Mit Dank gegen Allah blicken der Araber und sein Weib ringsum auf den reichen grünen Grund fruchtbarer Landes, auf die ragenden Moscheen über den glatten Dächern Kairo's und auf den Strom, der majestätisch vom Mondgebirg sich seewärts wälzt.

[2896]

Erste Flüchtlinge.

Erzählung von Emil Mario Vacano.

1. Kapitel.

In einem reizenden Thal lagen zwei Schlösser und eine Ruine. Die beiden Schlösser waren etwa ein Stündchen Weges von einander entfernt und durch einen bewaldeten Höhenzug geschieden. Schloß Sernheim war im Style der „Friedländer-Periode“ gebaut, mit Schießscharten und zahllosen unregelmäßigen Fenstern und Erkern. Schloß Solitude dagegen war im neuesten, freundlichsten Villégiaturstyle gebaut.

Auf dem Grat des Hügel, welcher zwischen den Schlössern gleichsam eine Mauer bildete, lag, wie gesagt, die Ruine eines Jagdschlösschens. Es war eins jener zahlreichen aus der Zeit der Renaissance, eigentlich ein Achteck, mit Mansardendach, steinernen Blumenguirlanden, Amoretten und Götterbüsten, wie deren unter Ludwig XIV. überall emporgeschossen. Dieses war schon seit vielen, vielen Jahrzehnten verlassen und zerfiel langsam in sich selber. Das Innere war kahl, Schutt lag auf dem Fußboden des achtseitigen Salons mit den hohen Glasfenstern, durch welche der Sommerregen und der Winterwind gleich ungehindert herein konnten, um die mythologischen Wandmalereien abzumatschen und abzubräckeln. Das Schlösschen hatte früher im Thale das „Schloß der Favorite“ geheißen. Dieser Name war nach und nach in das kurze „Favorite“ zusammengeschmolzen, und wer Sommers durch die Thäler reiste, versäumte es sicher nicht, auf „Favorite“ hinaufzusteigen und die schöne Fernsicht über wogende Felder, sanftschattirte Wiesen und dunkle Hügellehnen zu genießen.

Auf Schloß Sernheim residierte die alte verwitwete Gräfin Ruth Sernheim mit ihrer Tochter Gräfin Emilie. Die alte Dame pflegte manchmal den ganzen Winter hier zu verbringen, denn sie war nichts weniger, als lebenslustig. Schloß Solitude gehörte ebenfalls einer Gräfin, der Gräfin Maria Baar, die ihrerseits dasselbe selbst des Sommers kaum im Fluge berührte, denn sie war lebensfroh und gesellschaftsfüchtig. Kein Wunder, daß die beiden Nachbarinnen nicht nur keine Sympathie, sondern sogar eine ausgesprochene Antipathie gegen einander hatten, die gesellschaftskundig war. Gräfin Baar hatte einen einzigen Sohn, Graf Karl Baar, der wohl hin und wieder einige Wochen auf Solitude zubrachte, um die Geschäfte zu regeln. Er war gleich seiner Mama lebenslustig und dabei ein passionirter Jäger, Reiter und Hundeliebhaber.

Eine regnerische Decemberrnacht ging in einen dämmernden Vormittag über, als Gräfin Ruth Sernheim erwachte und bald darauf eine angenehme Nachricht erhielt. Die Gräfin pflegte früh aufzustehen und ihrer Kammerfrau schon um sieben Uhr Morgens zu läuten. Diese Kammerfrau brachte der alten Dame einen Brief, der schon am vergangenen Abend auf der Eisenbahnstation Mottenbrunn angekommen und heut in aller Frühe von dem Postillon im Schlosse abgegeben worden war. Der Brief kam von dem Bruder der alten Gräfin, dem Grafen Serbo Lahn, und lautete:

Thure Schwester! Mein Sohn Christian hat Ruhe gethan und ist ruhig auf unbestimmten Urlaub nach Hause gekommen. Ich habe seine Schulden bezahlt, und mir scheint, er habe jetzt ausgelebt. Er ist jetzt in jener Uebergangsperiode, die wir Alle durchmachen mußten: ein wenig müde, ein wenig ruhig und nach einer Liebe ausschauend, die länger währt, als der Schaum eines Champagnerkellchens. Du weißt, theure Ruth, das gibt die besten Ehen. Christian wird zu Euch kommen und den Winter auf dem Lande verbringen. Er weiß, daß wir Beide unsere Kinder für einander bestimmt haben aus Familienrückichten, er wird also als Bräutigam kommen, der nichts Besseres verlangt, als seiner Braut zu gefallen. Alles Andere wird von selber gehen.

In zwei Tagen ist Christian bei Euch. „Ich habe das Meinige gethan, thut nun das Euerige,“ liebe Ruth. Gott schütze uns alle. Immer Dein treuer Bruder

Serb.

Die alte Gräfin Ruth Sernheim kam durch diesen Brief in eine rosigte Laune. Die Vermählung ihrer Tochter Emilie mit deren Cousin Christian Lahn war ein tiefster Gefühlswunsch ihres dem Ende zueilenden Lebens.

Der Gräfin Tochter war die Letzte des Stammes. Da der alte edle Name der Sernheime nicht aussterben durfte, so würde Emilie den Namen und seine Titel auf ihren Gatten übertragen, kraft der Erlaubniß des Herrschers. Es war also keine Kleinigkeit, einen zweiten Namen zu finden, der würdig war, den Stamm der Sernheime in sein eignes Wappen aufzunehmen. Der Gedanke an eine Heirath in der Familie war der nächste und natürlichste. „Lahn-Sernheim“ war kein Rückschritt, im Gegentheil beinahe ein Schritt höher für die erlöschende Familie. So wurde Graf Christian schon als Knabe der Bräutigam der Gräfin Emilie. Er war hübsch, geistvoll und liebenswürdig. Die Gräfin Wittve war also über den Brief in der rosigsten Laune: sie verließ noch vor dem Dejeuner ihr Zimmer, zankte mit dem Stubenmädchen, weil dasselbe noch nicht angekleidet war, befahl dem Diener, die Erkerzimmer zu lüften und sie dabei zu heizen, klopfte an die Thür, welche zu ihrer Tochter führte, und überraschte dieselbe bei ihrer Toilette.

„Es ist ein herrlicher Wintermorgen draußen!“ sagte die Gräfin Wittve. „Ich habe einen Brief erhalten, Dein Cousin Christian kommt in diesen Tagen, vielleicht schon in diesen Stunden an. Wie lieb das von ihm ist! Eigentlich bin ich da, um Dich zu fragen, was für Sammet Du zum Pelz haben willst, denn da ich den meinigen grün habe, mußst Du eine andere Farbe wählen; man sagt sonst: die alte Mutter will es ihrer Tochter gleichthun, um wie ihre Schwester zu erscheinen!“

Nach einigen solchen Gesprächen ging die Gräfin Mutter wieder hinaus. Emilie aber war währenddem sehr blaß geworden. Sie

hatte wohl verstanden, weshalb ihre nervöse, rastlose Mama heute noch rastloser war, als sonst. Vor einem Vierteljahre schon hatte sie in einer Kammer, während sie nach einer ihrem Umhang entfallenen Perle suchte, einen zerknitterten Brief gefunden, den ein Luftzug den Flammen entführte hatte. Gräfin Emilie las gern Briefe, welche ihr so im Wege lagen. Seit jener Stunde wußte sie, daß sie bestimmt sei, die Gattin Christian Lahn's zu werden. Sie wußte also auch an diesem rothsonnigen Decembertage, weshalb Christian seinen unbestimmten Urlaub gerade bei ihnen auf Sernheim beginnen wolle. Sie wurde dadurch rastlos wie ihre Mutter, nur in anderer Art.

Nach hastig beendigter Toilette ging sie zum Frühstück hinab. Sie sagte ihrer Mama bei der Chocolate, daß sie die Absicht habe, diesen Morgen einen Spaziergang auf „Favorite“ hinauf zu machen, mit Sali. Sali hieß die Zofe der jungen Gräfin.

„Die Luft ist scharf und doch so rein dabei, und die Sonne scheint wie im Frühling.“ Sie sagte das anscheinend gleichgiltig, aber ihre Mutter meinte: „Du mußt Dich erkältet haben, Kind. Du bist heißer. Weib' daheim!“

„Heißer?“ fragte Gräfin Emilie lustig. „Mama, ich habe Schumann's Frauenleben gesungen, ehe ich herabkam!“

Dann schloß sie sich mit ihrer Zofe wieder im Toilettenzimmer ein. Dort schrieb sie ein Billet, couvertirte es und reichte dann Sali die Feder. „Nun die Adresse! Wie gewöhnlich,“ sagte sie hastig, ängstlich. Sali schrieb mit ihrer schweren Fohsenhand die Adresse an ihren Verlobten, den Kammerdiener Jakob des Herrn Grafen Baar auf Solitude.

Der Hügelrücken, auf welchem das alte Jagdschlösschen stand, war heute schneefrei, der Boden hartgefroren. Emilie liebte es, zur Sommerzeit in der großen Balkonthüre des zerfallenen Jagdsalons zu sitzen und des reizenden Panorama's still sich zu freuen. So wollte sie auch heute thun, trotz des Decembertages.

Sie ging zwischen den zertrümmerten Steinvasen und den alten dünnen Zwergbäumen den Hügel empor, über die morsche Treppe bis in den Jagdsalon, in welchen der Winterwind durch das große Balkonfenster drang. Es waren keine Möbel da, und man mußte sich auf die Fensterbank oder das Balkongeländer lehnen, wenn man ruhen wollte. Die Dielen waren schadhast, von der Stubendecke hatte sich da und dort der Bewurf gelöst.

Als Gräfin Emilie vor der Balkonthür stand, schlug sie ihren braunen Schleier zurück, ließ ihr von der Kälte geröthetes Mäschen frei und sagte zu Sali: „Es ist doch schon zwei Stunden her, daß Du den Brief an Jakob nach Solitude hinübergesendet hast. . . Graf Karl könnte schon hier sein.“

„Wenn er eben zu Hause war!“ bemerkte Sali.

„D, er wird zu Hause sein!“ sagte Emilie hastig und sandte den Blick ins Thal zu ihrer Rechte.

Der Fluß war eisbedeckt und funkelte bis zu den fernen Bergen hin. Ein beinahe rosigter, zarter Nebel hing über der Landschaft und dem Sonnenball. Das Auge der jungen Gräfin ruhte auf dem Allen, aber es war blind für diese kaltglänzende Pracht.

Es waren noch nicht fünf Minuten verstrichen, daß sie hier wartete, und doch verzehrte sie schon Ungebuld, sie setzte den Fuß fest auf den Boden, sie seufzte auf. . . .

„Wie unerträglich das schöne Wetter ist!“ dachte sie laut. „Ich hätte jetzt die Laune für Schneeflocken. . . Er kommt nicht. . . Ah. . .!“

Sie rief es ihm entgegen, denn der Erwartete kam, man hörte seinen Tritt auf der morschen Treppe. Die in verrosteten Angeln knarrende Thür öffnete sich, und er trat ein.

Graf Karl Baar trug einen dicken grauen Jagdrock, auf dem dunklen Haar saß ein Käppi. Er hatte ein braunes, schönes Gesicht, große Augen und war von schlanker, stolzer Gestalt.

Wie Graf Karl Emilie begrüßte, während die Zofe ans entfernteste Fenster trat, wie er ihre feinbehandelte Hand in den seinigen hielt gleich einem gefangenen Vögelchen, da ward auch das entschlossene, verhäthelste Mädchen plötzlich schüchtern und verlegen.

„Sie sind hier, Gräfin. Sie haben mich rufen lassen! Mein Gott, ich war so glücklich, daß ich's nicht glauben konnte — Sie zu sehen heute! Wie soll ich Ihnen sagen, wie mir stets zu Muth ist, wenn ich die Schrift Ihrer Hand erblicke? Es kommt wie ein Fieber über mich. Ich bin hierhergeritten in Einem Fluge. Rapp steht unten beim Grathauer. D, Sie wissen nicht, wie es mir in der Seele aufleuchtet, wenn ich Sie erblicke. Ich schwache recht unsinnig, nicht wahr? Aber ich weiß nicht, was ich thun soll vor Freude, wenn ich Sie sehe. . .“

„Graf,“ sagte sie leise, hastig und schaute dabei erröthend von seiner Kravatte bis zu seinen Lippen hinauf und dann wieder zurück. „Er kommt. Vielleicht heute oder morgen, übermorgen. Aber er kommt gewiß.“

Graf Karl wurde so blaß, wie ein braunes Gesicht blaß werden kann; er ließ die Hand Emilien's los, er trat einen Schritt von ihr zurück, und sein Auge ruhte fast zornig auf ihr, als trage sie eine Schuld.

„Sie werden das dulden, Gräfin?“ seufzte er, beinahe athemlos vor Entsetzen. „Er wird kommen, und Sie wissen doch, daß er — daß er Ihr Gatte werden soll!“

— „Und Sie wissen wohl, daß Christian Lahn nie mein Gatte werden wird!“ entgegnete sie mit unbeschreiblichem Stolze in der Stimme und in der Miene. „Habe ich Ihnen nicht mein Wort gegeben, Graf Baar? . . . D!“ — ihr Stolz zerbrach in Angst — „Was werden wir thun? Die Mutter wird unerbittlich sein, man wird uns trennen, man. . .“

„Aber Ihr Glück! Ihre Mutter kann nicht wollen, daß Sie unglücklich werden!“

„Sie wird es nie für ein Unglück halten, wenn ich einen hübschen, jungen, reichen Cavalier wie meinen Vetter heirathe. Wohl aber, wenn ich nach meinem Herzen wählen würde, wohl aber, wenn ich — Sie wählte, Graf. Mama hält nur Vermählungsheirathen für glückliche. Wenn man ihr erzählt, zwei Liebende hätten sich vermählt, da wird sie bleich und zornig und prophezeit ihnen mit harten, bösen Worten Unglück und Reue. Diese Schwäche ist bei ihr fast Manie. Verzeih' mir's Gott, wenn ich mich täusche, aber ich glaube, Mama selber hat einst nicht nach ihrer Neigung heirathen dürfen, und das verbitterte sie so gegen das Glück. Vielleicht hat sie einst gerungen und gelitten und hält es jetzt für die Pflicht jedes Menschen, zu ringen und zu entsagen. Aber das wäre vielleicht noch zu besiegen. Wie aber die Abneigung, welche sie gegen Ihre Familie fühlte?“

„Sagen Sie, den Haß!“ rief der junge Mann ungeduldig. „Diesen Haß, der so tief ist, daß er unmöglich nur in der Cha-

rakterverschiedenheit unserer beiden Mütter seinen Grund kann! Wie soll man einen Haß bekämpfen, dessen Grund nicht erfährt? Meine Mutter lacht in ihrer gewohnten Weise, wenn ich davon spreche, und sagt: Wir Beide, ich und Sernheim haben einst zufällig eine gleiche Toilette gehabt auf Hofball — daher die Feindschaft. Gräfin Ruth Sernheim ist stumm über diesen Punkt wie das Grab. Als ich Sie lernte, Gräfin, als ich dann auf Ihrem Schlosse einen machte, da wurde ich von Ihrer Frau Mama so kalt, so entwiderrillig empfangen, bei aller Form, daß ich nicht gut konnte, meine Besuche zu wiederholen. Aber wir liebten ein und wir haben uns stets wieder zusammengefunden. Jetzt ist unser Lebensglück. Ich will zu ihr, ich will um Ihre Hand halten.“

„Meine Mutter wird Ihnen dieselbe verweigern. D, Karl, Sie kennen meine Mutter nicht. Sie ist engelgleich im Herzen. Aber sie hält auch starr und unwiderrillig, was sie einmal ausgesprochen hat. Sie gleicht nicht den andern Frauen unserer Welt. Sie lacht nicht gern und, ich fürchte, freut sich nie. Es ist, als liege stets ein frostiger Schatten ihr mitten im Sonnenschein. Ich liebe sie, aber ich durfte nicht meine Zärtlichkeit wie andere Kinder ihr zeigen. Suchen Sie es, aber ich sage Ihnen, es ist umsonst.“

„Umsonst?“ rief er. „Umsonst! Das sagen Sie und er-

es, Emilie?“

„Graf Karl!“ flüsterte sie athemlos, wie er sie so feine beiden Händen hielt, „man hat mich mein ganzes Leben lang gelehrt, zu sagen, was ich denke, meinen Willen zu behaupten und eigenständig zu sein. Ich werde dieses Vorrecht jetzt nicht geben. Ich bin eine Sernheim, ich will glücklich sein und werde es sein. Je le veux! wie mein Großvater zu pflegte.“ Sie hatte gelächelt, wie sie sprach; aber wie sie schwieg, stand ihr eine Thräne im Auge. Sie war so entschlossen und so rathlos, so muthig und so verlassen, so stolz und so Angst. Sie glück einem wechselnden Frühlingshimmel.

Er umfaßte wieder fester ihre Hände und führte dieselben seine Lippen. Auch er war noch so jung und dabei so männlich so heißherzig und manchmal wieder so kindisch wie ein Kind einer Küftung.

„Emilie!“ flüsterte er, „Emilie, wie schön sind Sie und gut, und wie liebe ich Sie! Nicht wahr, es ist ja unmöglich, wir uns von einander trennen, daß wir ohne einander leben können. Wir sind ja nicht ein Liebespaar wie andere, Gräfin, nicht. Der Himmel kann ja doch nicht von der Erde schwinden. Wissen, daß ich erst zu leben angefangen habe seit jenem Male, wo ich Sie sah. Ich war immer ein wilder, lustiger, williger Burche gewesen. Ich sperre meinen Hofmeister Bibliothek ein und lief in den Park, Vogelnester auszumachen, ich sah gerne auf dem chinesischen Taubenschlage und träumte ein Hahn.“

Gräfin Emilie lachte entzückt auf, ganz vergessend auf Gram. „Dann kamen Sie in die Armee,“ sagte sie, „und neten die Caricaturen der Stabsoffiziere.“

„Ja, und ging mit den Kameraden Abends in die schummeligen Wirthshäuser der kleinen Garnisonen und trank Wein und spielte Makao und war faul und hatte Hausarrest.“ Sie hatte ich das satt. Ich quittirte schon nach einem Jahre und nach Italien. Ich hatte von meiner Mutter an Gräfin Maria in Bevat einige Briefe abzugeben und wollte mich einige bei ihr aufhalten. Ich kam an einem Abende an, wie die hinter den wunderbaren Ruinen von Hermance unterging. Gesellschaft des Schlosses befand sich im Garten. Da trafen Sie. . .“ Graf Karl schwieg.

Emilie erröthete tief, aber sie sah jetzt groß und klar Augen des Geliebten. Das Bild jener Tage stand leuchten ihrer Seele.

„Eines Tages,“ begann Emilie nach einer Pause, „Tages konnten ich und einige Freundinnen eine Heckenrose erlangen. Sie kamen uns eben auf dem Parkwege entgegen, den Zweig und reichten mir die Rose. Die Rose war eigentümlich, wie jede andere, fast ein bißchen verwelkt; aber noch nie im Leben hat mir eine Rose so viel Freude gemacht.“

„Und ich, ich hatte nie gedacht, daß eine Frauenhand so sein könne, wie die Ihrige, da sie die Rose faßte. Weißt Sie, wie es kam, aber ich sah zuerst die Hand, dann wanderte Blick bis zu Ihren Augen, und auf einmal sah ich, daß ich auch schön sein könne. Aber so schön! . . . Es war mir, als erwache; bisher war mir der Kamerad die ganze Welt gewesen. Aber von jener Stunde an, wo ich Ihnen den Rosen niederbog, Emilie, von da an wußte ich erst die Blumen schätzen!“

„Und ich, Graf Karl, ich wußte von da an, daß die Romane nicht das schildern, was wahre Liebe ist. Die Dichter keine Schwärmerei, wenn sie wahre, von Gott gegebene Liebe. Wir trafen uns dann in der Residenz wieder, dann aber die Kälte Mama's machte, daß wir uns nur auf Sälgängen und — hier treffen konnten. Immer ganz zufällig war, als führe uns der liebe Gott stets auf denselben Weg. — und — ich kann nie die Braut Christian Lahn's werden.“

„Dennoch sagen Sie, daß Ihre Mutter nie in unserer Verbindung einwilligen, daß Alles vergebens sein würde! werden nie die Gattin des Grafen Lahn werden, aber Sie er sich am Ende drein, wie es scheint, auch die meinige nicht werden?“ Er rief die letzten Worte fast drohend, wie die droht, wenn ihr Thränen in der Stimme zitterten.

„Graf Karl!“ rief sie mit ihrem Sernheim-Stolze. „Ich Ihnen dann gesagt haben, daß Sie mich lieben dürfen?“ „Aber Sie wollen ja Nichts wissen von einer heimlichen Heirath! Vater Innocenz in Mirbach würde uns trauen! Er alter, ergebener Freund unserer Familie. Hoffen Sie an Wunder, oder wollen wir handeln?“

„Ich, ich hoffe Nichts mehr,“ sagte sie. „Ich kenne Sie nicht, und ich hatte nie den Muth, etwas zu wagen, was nicht meiner Mutter trennt — so trotzig und selbstständig ich auch bin — und darum wird mir jetzt so bang! . . . Es gilt aber unser Leben! Er kommt, und es gibt kein anderes Mittel mehr. Suchen Sie es noch einmal und. . .“

„Sie wollen endlich,“ rief er, „wirklich mir gehören? Meine Mutter liebt Sie so sehr! . . .“ Sie fing zu weinen an. Sie umarmte sich. Sie rief Sali vom Ende des Salons herbei, damit sie sich von dem schönen, heftigen und doch so knabenhaft zarten jungen Manne umarmen. Sie weinte inmiesfort. schaute ihn durch ihre Thränen hindurch groß an und seufzte wie erleichtert auf. Sie konnte ja nur ihm gehören.

(Fortsetzung folgt.)

Populäre Gesundheitspflege.

Von einem Arzte.
(Fortsetzung.)

Zur Prüfung des Trinkwassers genügt meistens die Untersuchung durch Augen, Nase und Zunge. Es gibt in der Chemie für manche Stoffe keine so feine Reagentien, wie unsre Geruchs- und Geschmacksnerven, und wenn der Laie mit denselben auch

nicht sofort den schädlichen Stoff selbst erkennt, so ist es in den meisten Fällen schon viel werth, wahrzunehmen, daß überhaupt etwas Abnormes dem Wasser beigemengt ist. Uebrigens gehört wenig oder gar keine Uebung dazu, um den nach faulen Eiern riechenden Schwefelwasserstoff zu erkennen, durch welchen alte, mit vermoderndem Holze ausgekleidete oder in der Nähe von Urnathsstätten befindliche Brunnen ihr Wasser verpesten, oder das beigemengte Leuchtgas, wenn schadhafte Gasröhren in der Nähe der Brunnen sind, oder Phosphorwasserstoffgas in Sumpfgewässern oder gar Erdöl, wie es in Siam und den Petroleumdistricten

Amerika's häufig dem Trinkwasser beigemengt ist. Die Gegenwart von metallischen Stoffen, wie Kupfer, Blei oder Arsenik, welche durch bleierne Röhren oder durch die Nähe von Bergwerken in das Trinkwasser gerathen — der Hauptbrunnen zu Reichenstein in Schlesien enthält z. B. Arsenik — überläßt man dem Apotheker nachzuweisen. Wenn man in einer Gegend wohnt, wo alle Trinkwasser nach Schwefel- oder Phosphorwasserstoff, faulig und dumpf riechen, so muß das Wasser ausgekocht, durch Kohlen filtrirt, abgekühlt und in den bekannten Apparaten mit Kohlensäure mäßig imprägnirt werden. Selbstverständlich genügt für

So bist du's wieder.

Andante appassionato.

Gedicht von Emanuel Geibel, comp. von Carl Reinharter.

Gesang.

Pianoforte.

So bist du's wieder, ver-trau-ter Raum? Die

Sah-re schwanden, mir ist's wie Traum, die Sah-re schwanden, seit-dem voll Gram auf je-nen Stu-fen ich

Ab-schied nahm. Noch zieht, wie da-mals, im Thal der Fluß, es rauscht der Gar-ten mir sei-nen Gruß.

Am Fen-ster grünt noch der Re-ben-franz, nur wir, wir sind wie ver-wan-delt ganz! Die wir uns bau-ten mit

küh-nem Sinn die gold'-nen Schlöf-fer, wo sind sie hin, die gold'-nen Schlöf-fer, wo sind sie hin! Die

gold'-nen Träume von Lieb' und Lust. Und doch, was wogst du, und doch, was wogst du, be-klemm-te Brust, was

wogst du, be-klemm-te Brust?

più lento e dolce *string.* *poco ritard.*

den Kuchengebrauch das einfache Abkochen in diesen Fällen. Wenn aber nur der einzelne Brunnen schädlich, „krank“ ist, so dürfen nicht Mühe und Kosten gespart werden, um den Kessel, die Einmauerung, die Holzumfassung der gründlichsten Unteruchung, eventuell der Ausbesserung zu unterwerfen. Es müßte für jeden Haus- und Gutsbesitzer ein Ehrenpunkt sein, das schönste Trinkwasser zu haben, die Brunnen müßten überall wie ein Heiligtum gepflegt und geehrt werden. Man sehe nur die noch als Ruinen gewaltigen Aquädukte des alten Rom's, die Bogen der Aqua Marcia an der Straße nach Frascati, die Aqua Tepula, Aqua Julia, Aqua Virgo, die als Aequa vergine noch jetzt im Gebrauch ist, die Aqua Alsietina, Aqua Claudia, den Anio vetus und den Anio novus — dann wird man zugeben, daß die Alten den Einfluß des Trinkwassers auf Leben und Gesundheit besser, als wir gewürdigt haben. Die Indifferenz der modernen Völker gegen das Wasser wird von Nichts übertroffen, als von der Sorgfalt der alten Völker dafür — so sagt Baron Baerdt mit vollem Rechte, und Baerdt war ein Feinschmecker ersten Ranges.

Wenn das Wasser durch beigemischte organische Substanzen trübe erscheint, so muß man es zunächst in großen Kübeln sich absetzen und einigermassen klären lassen, ein Zusatz von reinem übermangan-saurem Kali oder Natron befördert diesen Proceß und benimmt den dumpfigen, multrigen Geruch und Geschmack. Haben sich die braunen Flocken zu Boden gesetzt, so senkt man einen oder mehrere jener kugelförmigen Kohlenfilter in das Wasser, aber vorsichtig und nicht bis auf den Grund, damit der angesammelte Niederschlag nicht die Poren der Kohle zu schnell verstopft. Durch den Gummischlauch läßt man dann das gereinigte Wasser in untergestellte Gefäße tröpfeln, wozu man zweckmäßig die porösen Thoncaraffen, die Alcaraza's der Spanier wählt. Diese sind nämlich nicht glasirt, daher vom durchschwitzenden Wasser immer feucht und wegen der Verdunstung desselben auch im heißesten Sommer stets kühl. Größere Mengen so gereinigten Wassers bewahrt man in Krügen von Steingut oder in verpichteten oder innen verholzten Tonnen, welche verdeckt kühl und dunkel gestellt werden. Wo es sich aber um Herstellung von gutem Trinkwasser für ganze Gemeinden handelt, müssen in Ermangelung von etwas Besserem große Filtrirwerke mit Scheerwolle, Schwämmen und Kies-sand angelegt werden.

Ein Uebermaß von Kalk ist selten unangenehm, doch gibt es in den Füßten Ungarns und in den Neupergegenden Thüringens ausgebreitete Gebiete, in welchen das Quell- und Brunnenwasser wegen des in ihm enthaltenen Gypses von einem daran nicht Gewöhnten kaum genossen werden kann, und in Posen und Oberschlesien, z. B. in Dppeln, bedeckt sich das Trinkwasser nach kurzem Stehen mit einem Kalkhäutchen. Für den Gebrauch in der Küche genügt auch hier schon das Abkochen mit einem geringen Zusatz von doppelt kohlensaurem Natron; wenn man aber jede Spur von Kalk entfernen will, so tröpfelt man eine Auflösung von Klee-salz (oxalsaurem Kali) so lange zu, als noch eine Trübung entsteht, läßt den Niederschlag sich absetzen, gießt das Wasser vorsichtig ab und macht es, namentlich für die Wäsche, durch Zusatz von kohlensaurem Kali oder Lauge noch milder. Für den inneren Gebrauch vergesse man aber nicht, daß das Klee-salz giftig ist. Natürlich hängt der Gesundheitszustand der ganzen Bevölkerung mit der Beschaffenheit solcher Quellen und Brunnen innig zusammen, und Kropf, Cretinismus, schlechte Zähne, Verdauungsbeschwerden, Wechselfieber, Nerven- und Fautfieber sind als Folgen der schlechten Trinkwässer nachgewiesen.

Kommt dir, liebe Leserin, dies Alles sehr prosaisch und nicht-tern vor? Nicht wahr, du wendest dich mit Ekel von der schmutzigen Lache und dem dumpfigen Kotze ab und lächelst freundlich der Thau-perle zu, die an der blühenden Rose blüht? Und doch ist Beides ein und dasselbe Wasser, nur dies hier gehoben und gereinigt durch den göttlichen Strahl der Sonne! Wohlan denn, laß deine Intelligenz sonnengleich wirken und schaffe in deinem Kreise mit der krystallinen Quelle des reinsten Trinkwassers auch die Rosen der Gesundheit, dann wirst du auch dem alten Oden-dichter Pindar beispflichten: Ja, das Wasser ist das Beste!

[2659]

Zur Winter-Garderobe.

Vereits in den Arbeitsnummern ist Erwähnung geschehen, daß die Paletotform für die diesjährigen Wintermäntel die beliebteste ist, doch ebenso wohl sieht man auch talmaähnliche Wintermäntel und lange, weite mit Pelzrinne oder Capuchon. Letztere Art Mantel hat meist ein Wattenfutter und wird von älteren Frauen getragen. Winterpaletots werden sowohl sackförmig, als auch halb oder ganz anschließend hergestellt. Die meisten sind kurz, zuweilen mit untergelegten Westentheilen von abnehmendem Stoff verbunden. An Paletots von Doublestoff sind die Westentheile häufig von Sammet, an Sammetpaletots dagegen von Grosgrain. Die Paletotärmel sind entweder anschließend oder weit.

Garnirt werden Wintermäntel mit Sammet, Grosgrain, Krimmerstoff, verschiedenen Pelzarten, Franse, Passementieren u. Die neuesten Stoffe zu Wintermänteln sind:

Der sogenannte Pelzüber, ein sehr weicher und warmer Stoff, der auf der Außenseite tuchähnlich, auf der Rückseite haarig ist; die Elle kostet 3 1/2 Thlr. — Doublestoff, mit rauher Rückseite; die Elle 2 Thlr. 25 Sgr. — Lucca-stoff, ein sehr warmer flauschiger Stoff; die Elle 3 Thlr. 10 Sgr. — Wollener Veloursstoff, auf der Außenseite föperartig gewebt, auf der Rückseite haarig; die Elle 3 Thlr. 20 Sgr. — Diagona-stoff, auf der Außenseite föperartig, auf der Rückseite haarig; die Farbe der letzteren grell von der Außenseite abtönend, meist roth; die Elle 2 Thlr. 25 Sgr. — Ein ganz neuer, pelzähnlicher Wollstoff, eine Nachahmung des im vergangenen Winter so beliebten Stunk. Dieser Stoff wird sowohl zu Paletots, als auch zur Garnitur von solchen verwendet; die Elle 9 Thlr. — Ein Stoff aus Kameelhaarwolle, auf beiden Seiten zu tragen, auf der einen Seite einfarbig, z. B. grau, braun u., auf der anderen Seite grau und weiß, blau und weiß, roth und weiß u. getreift, besonders empfehlenswerth zu Theatermänteln; die Elle 5 Thlr. 5 Sgr. — Plüschartige Stoffe aus Woll und Baumwolle, schottisch carrirt, und eben solche Stoffe aus Seide, Woll und Baumwolle, getreift oder mit Aufschuß; die Elle 4 bis 7 1/2 Thlr. Gleichfalls zu Theatermänteln besonders geeignet. — Alle diese Stoffe sind 2 Ellen breit und in den verschiedensten Farben vorrätig.

Die Promenaden-Anzüge sind jetzt etwas länger, als bisher; sie reichen hinten bis auf den Boden und bilden häufig sogar eine kleine Schleppe. Sie bestehen meist aus Doublet und Paletot, der obere Rock ist jedoch neuerdings nicht mehr so häufig gerast. Ja, an manchen und zwar an den neuesten Promenaden-Anzügen hängt er glatt herab. Zuweilen auch bleibt der obere Rock ganz fort. Statt des Paletots trägt man auch Schop-tailen mit oder ohne Gürtel. Der Gürtel ist nicht mehr mit einer Schärpe,

sondern mit einem kurzen Schoß verbunden; letzterer ist jedoch nicht unerläßlich.

Zur Garnitur von Promenaden-Anzügen verwendet man entweder denselben Stoff oder Sammet, Grosgrain und dergleichen. Doch bringt man diese Stoffe meist in Form von Schrägstreifen, weniger als Frisuren und Buffen an. Beliebte Garnituren sind außerdem Franse, Verjüngungen, Passementieren, Spitze u. Auch stellt man die Promenaden-Anzüge gern aus einer Stoffart in zwei verschiedenen Niancen her.

Die beliebtesten Stoffe zu solchen Winter-Anzügen sind: Tuchähnliche Stoffe in den verschiedensten Farben, sowohl einfarbig, wie melirt, 1/2 Ellen breit, die Elle 2 1/2 Sgr. — Wollene Popeline in dunklen und hellen Farben, einfarbig oder auch mehrfarbig, 1/2 Ellen breit, die Elle 1 1/2 Sgr. — Popeline ähnliche Wollstoffe mit abgehäuteten Atlasstreifen von der Farbe des Stoffes, 1/2 Ellen breit, die Elle 20 Sgr. Solche Stoffe mit angewebter Wollfranse die Elle 22 1/2 Sgr. — Diagona-stoffe in mehreren Farben, 1/2 Ellen breit, die Elle 12 1/2 Sgr. — Kaschmir ähnliche einfarbige Stoffe, 1/2 Ellen breit, die Elle 20 Sgr. — Serge-stoffe aus Woll und Seide, zweifarbig, 1/2 Ellen breit, die Elle 17 1/2 Sgr. — Tartan, auch Plaidstoffe genannt, schottisch carrirt, 1/2 Ellen breit, die Elle 17 1/2 Sgr. Eben solche Stoffe in 2 Farben melirt, mit abgehäuteten einfarbigen Streifen und angewebter Franse, 2 Ellen breit, die Elle 1 Thlr. 7 1/2 Sgr. — Wollen-Atlas, glatt oder gemustert, 1/2 Ellen breit, die Elle 20 bis 25 Sgr. Eine Art von starkem Wollen-Atlas mit tuchähnlicher Rückseite, 1 1/2 Ellen breit, die Elle 1 Thlr. — Wollene Veloursstoffe, ein- oder mehrfarbig, glatt oder gemustert, 1/2 Ellen breit, die Elle 17 1/2 bis 22 1/2 Sgr. Solche Stoffe mit seidnen Mänschen oder in Woll und Seide melirt, die Elle 22 1/2 Sgr. bis 1 Thlr.

Sämmtliche hier genannte Stoffe zu Wintermänteln und Winterkleidern sind in dem Modewaaren-Magazin von H. Gerson, Berlin, vorrätig.

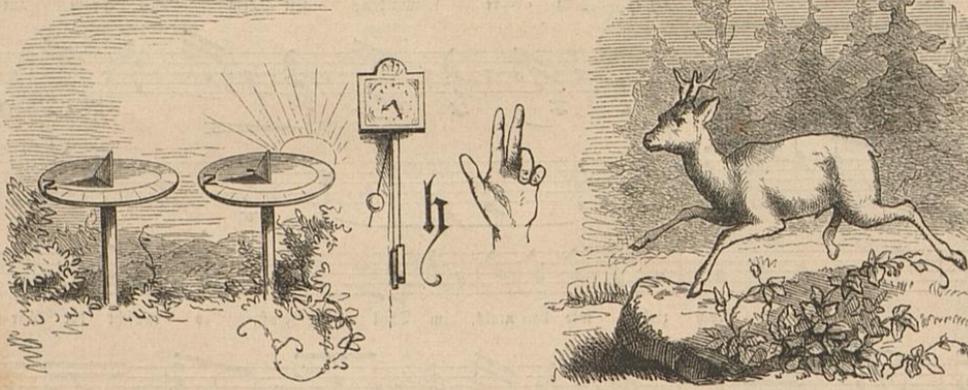
Auflösung des Räthfels Seite 330.

„Beweisen.“

Auflösung des Rebus Seite 330.

„Ein Rath ist leicht zu ertheilen, aber schwer anzunehmen.“

Rebus.



1 — 2 Uhr.
3 — 4 ..
4U.30M — 5Uhr.30M
5., 15., — 6., 15 ..

Räthjel.

Solang Ihr mich immer habt,
Nugt Ihr mich nimmer;
Solang Ihr mich gar nicht habt,
Nugt Ihr mich immer;
Ob Ihr mich immer habt
Oder ob nimmer,
Dennoch als Schranke habt
Ihr mich ja immer.

E. S.

Correspondenz.

Wieder einmal ist uns die Correspondenz so mächtig angewachsen, daß wir sie zwar an unserem Schreibtisch, aber nicht im färglich bemessenen Raum des Bazar bewältigen. Wir bitten daher alle Diejenigen, welche sommerlang vergebens auf Antwort geharrt haben, einer solchen immer noch gewärtig zu sein.

Sabine v. S. und Marie W. in B. Geben Sie uns nebst Ihrer vollständigen Adresse gefälligst die fehlenden Nummern an, und wir werden Ihnen dieselben übermitteln.

Emma Regina. Wir haben wiederholt nach wiederholten hüben Erfahrungen erklärt, daß wir Briefe postea restante nicht mehr absenden. Wir bitten um sichere Adresse, um das Manuscript zurück zu stellen.

A. B. in W. Soviel uns bekannt, existirt vor genannten Verfassern keine italienische Grammatik. Jede Buchhandlung wird Ihnen Auskunft und Rath ertheilen.

P. S. in A. bei M., A. N. in D. und L. S. in Glas. Wenden Sie sich an das Stellenvermittlungsbureau des Letzerevereins, Berlin, Leipzigerstraße 92.

L. M. 1. Ja. 2. Nein.

Elia v. S. Wien. Beim genauen Durchlesen der betreffenden Beschreibung werden Sie finden, daß der Schoß aus zwei Theilen besteht, und daß dieselben in der hinteren Mitte zu verbinden sind. Wenn Sie den Schoß richtig nach den Schnittfiguren und unserer Beschreibung herstellen, wird derselbe an beiden Seiten wohl verschieden, aber nicht schief sein.

Abonnettin in Detmold. Wählen Sie schwarzen Sammet und Seidenfransen zur Garnitur und versehen Sie das Kleid nur mit einem etwa 38 Centimeter hohen Stoß aus Gaze.

Neugierige Abonnettin in Ungarn. Wäschschnitte siehe Seite 286 dieses Jahrg. Sehen Sie der Stärke des Stärke-Zusatz-Präparat von S. r. u. e. in Hierebe am Parz zu.

Unordentliche Abonnettin. Ein Tragkleidchen und einen Tragemantel brachten wir mit Abbildung Nr. 62 und 63 auf Seite 125 dieses Jahrg. eine Capote für Kinder bis zu 1 Jahr mit Abbildung 21 auf Seite 59 dieses Jahrg. Fehlende Bazarnummern können Sie durch jede Buchhandlung beziehen.

Zwei Schwestern in B. Fragen Sie direct beim Victoria-Bazar, Berlin, Leipzigerstr. 92 an. Man trägt sowohl enge als weite Ärmel, doch sind für ein elegantes Kleid die letzteren beliebter.

Clara in Niederschlesien. Für derartige Dessins fehlt uns der Raum. Eine geschmackvoll arrangirte Schlummerrolle finden Sie mit Abbildung 8 auf Seite 300 dieses Jahrg.

H. v. S. Nied. Wir empfehlen Ihnen den Paletot-Schnitt, Abbildung Nr. 3 auf Seite 315 dieses Jahrg. Selbstverständlich ist derselbe in erfordererlicher Weise zu vergrößern.

Arbeitslustige Hände. Wenden Sie sich an ein Tapissier-Geschäft in Leipzig oder an C. A. König, Berlin, Jägerstraße 33, oder B. Sommerfeld, Leipzigerstr. 42.

W. G. in A. Uebergeben Sie den Stoff der Färberei von Schwendy, Berlin, Brüderstr. 2. Allerdings läßt sich nicht erwarten, daß gefärbter Stoff ganz so gut ausfallen werde wie neuer.

Vierjährige Abonnettin. Vielleicht convenient Ihnen der zu Abbildung Nr. 4 auf Seite 315 dieses Jahrg. gehörige Schnitt. Derselbe ist jedoch nach Erforderniß zu verkleinern. Ein passendes Weinkleid unter Abbildung 43 auf Seite 302 dieses Jahrg., eine Gamache unter Abbildung 22 auf Seite 187 dieses Jahrg.

A. G. L. A. Sammetpaletots werden sowohl anschließend als weit getragen, auch sind Costüme in zwei Farben noch modern.

N. N. Pastorbrant. Das erwähnte seidene Kleid ist einfach, falls man es einfach arrangirt. Wählen Sie die Handschuhe passend zum Kleide. Das weißseidene Hütlein ist nicht notwendig.

M. W. in B. Ein solches Dessin ist zu groß, um in unsere Zeitung aufgenommen zu werden.

J. B. Nähten Sie den Regenmantel nach dem zu Abbildung Nr. 55 auf Seite 111 dieses Jahrg. gehörigen Schnitt her.

E. H. in F. Garniren Sie die Schürze mit schwarzem Sammetband und Franse. Den Schnitt zu einer Capote finden Sie unter Abbildung Nr. 29 auf Seite 334 dieses Jahrg.

Anna S. in W. Ein Dessin zu einer Reisetasche ist mit Nr. 32 auf dem Supplement zu Seite 235 bis 242 dieses Jahrg. gegeben. Handchen und Capoten aus Strid- und Hätelarbeit bringen wir nächstens.

E. D. Dr. Wir verweisen Sie auf Abbildung Nr. 1, Seite 89 dieses Jahrg. M. Z. in A. F. W. Beziehen Sie das erwähnte Papier von Heyl und Comp., Berlin, Ecke der Charlotten- und Leipzigerstraße.

J. P. in Ungarn. Nächstens.

Sb. Fortwährende Abonnettin. Anleitung zur Anfertigung eines solchen Mantels wurde auf Seite 134 dieses Jahrg. in dem Artikel: „Die Zeichen mit dem Schmaß“ gegeben.

Dame in Schlesien. Bedienen Sie sich des zu Abbildung Nr. 48 auf Seite 286 dieses Jahrg. gehörigen Schnitts, doch ist derselbe nach Erforderniß zu verkleinern.

K. Hdr. in St. Es hatte sich in unsere Beschreibung ein Druckfehler eingeschlichen. Wollen Sie lesen: 64 Cent. breit und 56 Cent. langes. Der Schoß war im Originale recht häufig auf der Hüfte, und löste sich durch das Abstragen der Theile diese Eigenschaft nur vermindert erhalten.

L. v. F. aus Ostland. Seidenstoffe, die durch Pressen moirirt sind, erhalten eine Appretur aus Tragant, Zuder, Gummi arabicum oder ähnlichen in Wasser löslichen Substanzen; es wird daher jeder auf solche Stoffe fallende Wassertropfen das Appreturmittel lösen und einen Fleck zurücklassen, der durch die gewöhnlichen Mittel nicht fortzuschaffen ist. Es werden daher den Stoff, wohl oder übel, in eine Appreturanfalt schicken müssen. Handelt es sich nur um einige wenige und kleinere Wäsche-stücken, so kann man dieselben bei einiger Handfertigkeit in der Weichmacherei, daß man sie von der Rückseite des Stoffes mittelst eines kleinen reinen Schwämmchens, welches man schwach mit voll-reinem Wasser oder einer Mischung aus gleichen Theilen Wasser und reinem Spiritus befeuchtet, gleichmäßig verreibt und verstreicht (so daß keine Ränder entstehen).

Junge Hausfrau. Petrolenmilde entfernen Sie aus Lampen-glocken durch Abreiben derselben mit Benzin. — Die Polirung der Möbel besteht, wie der Siegelack, zum großen Theil aus Schellack, jedes Lösungsmittel greift also beide gleichzeitig an. Schaben Sie die Flecke sorgfältig ab und nach Entfernung der letzten Spuren die Siegelacks mittelst Spiritus oder Eau de Cologne können Sie dann leicht mit der unter dem Namen Schellack von F. C. F. Schwärze in Berlin (Leipzigerstraße) verkaufte Polirmasse den Fleck unsichtbar machen.

Abonnettin in A. K. Abgibtimmte Glasglocken (Aeolsharfen) können Sie aus jeder größeren Glas-handlung beziehen, in Berlin durch Hoflieferant F. Lange, Jägerstraße 27. — Stearinisirte Gypsfiguren reinigt man, indem man die selben zuerst trocken abwäscht, dann mit schwachem Seifenwasser (als Marseille- oder Glycerinseife) mittelst eines weichen Schwammes abwäscht, abspült und mit einem weichen Tuch abtrocknet.

Zwölfjährige Abonnettin des Bazar. Die eingeseidnete Probe von Biancetto ist mit einer Farbe bedruckt, welche so löse auflöst, daß sie schon durch bloßes Reiben entfernt werden kann; jedes feuchte Reinigungsmittel wird also die Farbe vergehen machen, da ist eben keine Hilfe möglich!

M. N. in W. bei D. Die größte deutsche Fabrik von Lichtbildern und Abziehbildern (Metachromatien) ist unseres Wissens die von B. ocher in Nürnberg.

M. W. in D. Benzostinctur unter das Wäsche-wasser zu mischen, ist durchaus nicht räthlich, weil dadurch die Poren der Haut verstopft werden; tägliches Waschen der Gesichtshaut mit schwachem Spiritus (Kornbrandwein) wird den Teint frisch erhalten und ihn weniger empfindlich für äußere atmosphärische Einflüsse machen. — Flecke von Tannin in Wäsche bringt man durch Befeuhen, Aufstreuen von Weinstein und späteres Spülen in Wasser fort.

M. Th. in C. Der in dem schwarzseidenen Zeuge beim Plätten bester unter Weinwand entstandene weißlichgraue Fleck kann unmöglich ein Brandfleck sein, sondern rührt wahrscheinlich von der Appretur der Weinwand her und wird daher durch Abwässern mit Krausenwasser oder Spiritus zu entfernen sein.

Ungarin in M. W. Die „Eisenschwamm-pasta“ ist uns unbekannt; wenn Sie eine Probe davon eisefeben wollen, werden wir dieselbe auf ihre Qualität unteruchen lassen.

K. Z. Fehler beim Sprechen lassen sich — so weit dies überhaupt möglich — nur durch ersten Willen und viele Uebung überwinden. Wenden Sie sich an einen Spracharzt.

P. v. N. in D. Der bei der Bereitung von Bleichwasser aus Chloroform und Soda verbleibende Niederschlag besteht aus kohlensaurem A. (Kreide) und ist höchstens als Anstrichfarbe zu verwenden.

Abonnettin in W. Gegen Ohrenschmerzen chronischer, katarrhalischer Natur gibt es kein „Mittelchen“; lassen Sie sich von einem tüchtigen Ohrenarzt unteruchen und nennen Ihnen Dr. med. Weg in Berlin, Dorothienstraße) und bitten Sie sich vor Allem vor der Anwendung von Mitteln, welche in den Zeitungen angepriesen oder vom Hörsagen als „gut gegen Ohrenschmerzen“ empfohlen werden. Auch wegen des Ausfallens der Augenwimpern wenden Sie sich an einen Arzt, damit er durch eigene Untersuchung sich über die Ursache des Uebels unterrichte.

L. in M. Gefräßte Haarscheitel hält man durch Anfeuchten mit Quittenscheim oder Flossamenscheim kraus.

W. in H. Unter „Wachsbäume“ versteht man sowohl eine „Asclepias“ als eine „Gerinthe“, welche von beiden ist von Ihnen gemeint?

Marie in der Schweiz. Der Haarspiritus wird ein Mal täglich und zwar vor dem Schlafengehen gebraucht. Läßt der Haarausfall nach, benehmt man den Kopf weniger oft, d. h. ein bis zwei Mal wöchentlich.

P. v. M. an der Ostsee. Das Hervortreten kleiner Pusteln (Widel) häufig eine Folge des Seebades, die sich eben nicht vermeiden läßt, ab mit dem Aufhören der Cur wieder verschwindet. Tägliches Waschen des Gesichts mit Kornbrandwein ist hier, ebenso bei starker Gesichtsröthe das einfachste und beste Teintmittel.

M. L. in B. bei W. Eine Bräutmaische finden Sie beschrieben in abgebildet in dem „Fluorstritten Hanshalt“, zu beziehen durch Buchhandlung von C. W. in Leipzig.

L. A. Als ein vortreffliches Mittel, die starke Transpiration zu bekämpfen, hat sich das von Professor A. Knop empfohlene Einreiben einer Wespenspiße voll Gerbsäure (Tannin) in die Schube — was alle drei W wiederholt werden kann — erwiesen. Nachtheilige Wirkungen entstehen dadurch, wie die Erfahrung gezeigt hat, nicht. Die Wäsche erhalt allerdings gelbe Flecke, man thut daher gut, sie gesondert zu waschen; man befreit die angefeuchteten Flecke mit Weingeist und läßt 24 Stunden liegen, dann verschwinden die Flecke beim Ausspülen in Wasser.

Eise in S. Zum Aufkleben von Papierbildern auf Blechböden, welche im Keller aufbewahrt werden sollen, benutzt man folgenden Reibmittel: 5 Theile guten kölnischen Weines werden mit 18—20 Theilen Wasser einen Tag lang stehen gelassen, dann aufgeloht, und darin in 9 Theile weissen Sandzuder und 3 Theile Gummi arabicum gelöst. Man trägt dieses Reibmittel lauwarm an und überzieht die festgekollten Papierbilder noch mit einer dünnen Wasserglaslösung oder einer Lösung von Paraffin in Benzin. Ein solcher Ueberzug verhindert das Schimmeln des Papierbildes. — Nienägeln beugt man vor durch tüchtiges Zuridrängen des Nagelwalles mit dem Daumenringel der anderen Hand und Entfernern — nicht Abreiben! — der häutigen Nagelplatte mittelst der Nagelfeile.

W. G. in K. Carogatti's „Photoskop“ oder „Lichtmikroskop“ spricht mehr, als es halten kann, das Bild ist matt und nicht hell genug, die Vergrößerung eine sehr unbedeutende. Wollen Sie sich billiges und brauchbares Mikroskop verschaffen, so rathen wir Ihnen noch ein paar Thaler zuzulegen; Sie erhalten z. B. bei Pettipier in Berlin schon für 12 Thaler ein französisches Mikroskop, welches Ihre Zwecke vollständig ausreicht.

M. W. in A. Von dem Gemüthen, Champagner- und Fruchtweine in den aus dem graublauen Reysstoffe durch selbst in Anwendung gebrachte Mittel fortzuschaffen, müssen wir entscheiden abraden; eingeseidnete Probe von Halbeide scheint weniger empfindlich zu sein. Versuchen Sie (wenn möglich), zuerst an einer weniger auffälligen Stelle den Fleck auf der Rückseite des Beuges mit schwachem Spiritus nach dem Trocknen mit Benzin auszureiben.